# Die christliche Welt

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Sechster Jahrgang

Nr. 29 — Leipzig, den 14. Juli — 1892

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post-Zeitungs-Nr. 1359 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark

Theologischer V... HALLE a/S.

**Inhalt:** Jesaja 42, 1—8: 4 — Die Sonntagsfrage: 3. Geschichtlicher Ueberblick. Zweite Hälfte — Geschichte der Schulbibel — Sommerpflegen für Arme — Neues vom Verein für Massenverbreitung guter Schriften — Hinan! — Verschiedenes: Katholische Flugschriften zur Wehr und Lehr; Haushaltungsschulen in Frankfurt a. M. — Zur Nachricht — Anzeigen

## Jesaja 42, 1—8

4

Unsre Zeit ist eine Zeit geschlossener aufstrebender Kraft. Wir mögen sehen, wohin wir wollen: auf allen Gebieten sucht sich ein Neues zu gestalten. In Kunst und Wissenschaft, im Staatsleben und im Schulwesen, in allen wirtschaftlichen Verhältnissen, überall ringen neue Gedanken um Verwirklichung, um Dasein. Ja, unsre Zeit ist eine durchaus männliche Zeit!

Und was thut die christliche Gemeinde in solcher Zeit?

Mißwollende Beurteiler schildern sie als eine durch all dies lebensfrische Stürmen und Drängen aus ihrer dumpfen Schwäche unaufgeschreckte, abgehärmte, bleiche, hinsiechende Gestalt, die, in ihrer Sterbekammer von Krankensüpplein notdürftig aufrecht erhalten, nur noch jammere und seufze. Und das sei die, die sich rühme, die Welt zu erobern! In einer Zeit, wo alle Nerven und Sehnen des öffentlichen Lebens sich spannen, um faulende Säfte aus dem Leibe unsers Volkes zu treiben, da sei sie zusammengesunken — was thut sie? Sie zählt die fünf roten Wunden eines Gekreuzigten und weint! In einer Zeit, die der Männer und Helden mehr denn je eine bedarf — was thut sie? Sie sammelt Weiber und Kinder um sich und — weint!

Das sind sicherlich rohe Worte. Der Irrtum ist ihnen sehr deutlich an der Stirn geschrieben! Und dennoch sind sie nicht gänzlich erlogen.

Man hat in der That nicht selten gerade auch auf Schriftworte wie das unsre und wie überhaupt Jesaja 40—66 eine sentimentale weinerliche Frömmigkeit gestützt, eine Frömmigkeit, die sich in rührenden Betrachtungen über das Leiden des Herrn erschöpft. Es ist, als habe nicht göttliche Kraft, sondern ein schwächliches Mitleid uns erlöst, als sei nicht der Auferstandne unser Herr, sondern ein für immer im Grabe Verlorner, nicht das Urbild aller göttlichen Gesundheit, sondern ein siechender Kranker.

Daß man sich für eine solche Auffassung auf die Weissagungen aus dem zweiten Teile des Jesajabuches nicht mit Recht stützen kann, haben wir gesehen. Die Erfüllung in Christus gar zeigt uns wahrlich nicht ein Leben thatloser, müßiger Betrachtung, seliger Gefühlsschwelgerei, unfruchtbaren Umherfahrens der Phantasie in den Himmeln, sondern ein Leben des Geistes und der Kraft, rastlosen Wirkens und Schaffens, ein Leben, das zu Schwärmereien keine Zeit hat: „es kommt die Nacht, da niemand wirken kann.“

Aber nun sagt man und glaubt ein gewichtiges Wort damit in die Wagschale zu werfen: „Jawohl! Christus war ruhelos, rastlos: er war es, daß wir zur Ruhe kämen. Er hat es alles gethan. Uns aber bleibt nichts übrig, als seine roten Wunden, sein blutiges Haupt, seinen bleichen Mund zu küssen, immer wieder betrachtend zu ihm aufzuschauen — und zu ruhen in ihm, verborgen mit ihm in Gott.“

Was heißt: ruhen in Gott?

Er hat gearbeitet, daß wir in Gott ruhten? — so ruhte er nicht in Gott? Der uns Frieden brachte, war friedlos? Der Seligmacher unselig? Der Versöhner unversöhnt? Der Erlöser unerlöst?

In Gott ruhen heißt mit nichten: müßig sein!

Einst sprachen die Juden zu Christus: „Am Sabbath ruhete Gott, da sollst du kein Werk thun!“ Und er antwortete ihnen: „Mein Vater wirket bis jetzt — und ich wirke.“ Des Vaters Ruhen ist Wirken. Ruhen in Gott ist Wirken und Schaffen. Wer zur Ruhe in Gott kam, der ward damit ruhelos. Den erfüllt ein so großes, ach, ein so großes Verlangen: der kann nicht ruhen!

Ruhen, das heißt ruhen von zerstreuender Vielgeschäftigkeit, vom Hin und Her der Triebe und Begierden des argen, sündigen Herzens und der Gedanken, die einander anklagen und entschuldigen.

Nein! Ruhen in Gott, das ist nicht: müßig sein!

„Kommt her zu mir,“ spricht unser Herr, „kommt alle, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken. Nehmt auf euch mein Joch, . . . . so werdet ihr Ruhe finden für eure Seelen: denn mein Joch ist sanft, und meine Last ist leicht.“ Ein sanftes Joch, eine leichte Last! aber doch ein Joch und eine Last. Wir wollen uns nicht betrügen, indem wir das vergessen! Sanft ist Christi Joch dem, dessen Seele zur Ruhe gelangt ist in Gott, leicht ist seine Last für den, der erlöst ist und mit seinem Vater versöhnt. Aber es bleibt dabei: ein Joch, eine Last!

Wem Müßiggang Seligkeit heißt: ruhen unter schattigen Bäumen, wohnen in goldnen Palästen, der ist nicht geschickt zum Reiche Gottes!

Selig sein, das heißt: erlöst sein von eignen Werken, eingetreten sein in die Arbeit des Vaters im Himmel. Wer davon nur etwas verspürt hat, nur ein wenig, nur indem er sich einmal eines Kindes annahm mit der ernsten Liebe Christi, nur indem er einmal mit sich kämpfte, um nicht hinabgezogen zu werden, oder wie sonst — der weiß, daß es Seligkeit ist, der weiß auch, daß von daher Geist auf uns strömt und eine Kraft, aufzufahren mit Flügeln wie Adler, zu laufen und nicht matt zu werden, zu wandeln ohne Müdigkeit.

Nur so kommen einige andre Worte unsers Propheten zur Erfüllung, die wir bisher noch nicht eingehender gewürdigt haben. Es heißt ja nicht nur: „Er verzagt nicht, noch ermattet er,“ es heißt weiter: „bis er auf Erden das Recht gegründet: die Inseln warten auf sein Gesetz.“

Noch immer warten die Inseln! Noch immer nicht ist auf Erden das Recht gegründet, noch immer fehlt dem Volke der Bund und das Licht den Heiden. Tausenden von Blinden sind noch die Augen geschlossen, nicht nur da draußen: Millionen mal Millionen werden noch geboren werden und sterben in der Finsternis. Das Werk des Christus ist nur erst begonnen auf Golgatha. Wir aber stehen mitten inne.

So ist denn die Verheißung nicht erfüllt, nicht Ja und Amen in Christus? Doch! aber in dem Christus, der das Haupt

ist seiner Gemeinde, und wir sind seine Glieder; in dem Christus, der erwählt ward in Ewigkeit, und mit ihm und in ihm ward das Volk Gottes erwählt zur Vorbereitung und seine Gemeinde zur Vollendung.

In seiner Gemeinde schreitet Christus durch die Geschichte, sich opfernd, zu Gott führend, erlösend, versöhnend.

Ja, erlöst und versöhnt durch ihn, nahmen wir sein Werk auf uns, uns zu opfern für die Brüder, für sie im Leben und Sterben, sie zu Gott zu führen — zu erlösen und zu versöhnen. Durch uns will er das Recht unter die Heiden bringen, durch uns dem Volke zum Bunde und ein Licht den Heiden sein. Durch uns will er öffnen die Augen der Blinden und die Gefangnen aus dem Gefängnis führen und, die da sitzen in Finsternis, aus dem Kerker. Uns gelten diese Worte des Propheten.

Wir müßten zusammenbrechen unter dieser Aufgabe, wenn nicht eben er es wäre, der sie durch uns vollbringt, wenn nicht auch jene andern Worte uns gälten: daß wir Knecht Gottes sind, daß er uns erhält, er uns erwählt hat, daß an uns seine Seele ein Wohlgefallen hat, daß er uns seinen Geist giebt; daß der Herr, der Himmel und Erde schuf, uns gerufen hat, unsre Hand gefasset, und behütet; daß für unser Werk sich der verbürgt, dessen Name Herr ist, der seine Ehre keinem andern geben will, noch seinen Ruhm den Götzen. Das alles that er in Christus. Des alles sind wir in Christus gewiß.

Aus dieser Gewißheit folgt noch ein andres. Wenn unsre Ruhe nicht schlaff, unkräftig, wirkungslos sein darf, so doch auch unser Wirken nicht unruhig. Das rechte Ruhen in Gott ist Wirken; aber das rechte Wirken ist auch Ruhen in Gott.

Bei vielen sind das beides sehr verschiedne Dinge. Sie haben ihre weichen Stunden des Abends, in schlafloser Nacht, auch hin und her am Tage, z. B. Sonn- und Feiertags in der Kirche. Manche selten; andre haben es zu einer gewissen Virtuosität darin gebracht. In der Zwischenzeit soll nun gewirkt werden. Ihr Leben zerfällt in zwei von einander gesonderte Hälften, über deren einer geschrieben steht: „Das that ich für dich!" und über der andern: „Was thust du für mich?" Das Bewußtsein ist beidemal ein ganz verschiednes; das einemal handelt es sich um eine völlige Ruhe, das anderemal um ein fieberhaftes Jagen, Gutes zu thun. Es ist keine rechte Stetigkeit in einem solchen Leben.

Wie manche Menschen an die Stelle der Erholung den Taumel des Genusses, an die Stelle der Arbeit ein nervöses Hasten nach Verdienst setzen, so geschieht es hier im religiösen Leben. Die Ruhe wird geistlos und kraftlos, das Wirken, ehe man sichs versieht und meist auch, ohne daß man es will, zu einem Thun guter Werke, durch die man zwar nicht das ewige Leben zu verdienen denkt — bewahre, daß das nicht geht, weiß man und hat es auswendig gelernt —, aber durch die man doch weitern Genusses sich würdig machen oder den erlangten gewissermaßen bezahlen will.

Wer durch Christus nicht zur Ruhe, sondern zur Arbeit erlöst ist, dessen Arbeit ist zur Ruhe gekommen. Wer seine Arbeit in der Kraft des Herrn thut, als ein Glied seines Leibes, des Stimme hört man nicht auf den Gassen. Sein Glaube ist nicht nur eine Sache seiner Ruhestunden, sondern vor allem die Kraft seiner Arbeit, das, was seinem Wirken Stille, Tiefe, Einheit und Ausdauer giebt.

Wir wollen uns als Lehre unsers Schriftabschnittes gegenwärtig sein lassen, einmal, daß all unser Glauben durchweg beherrscht sein muß von dem Gedanken an unser Lebensziel, das Ziel, das unser Gott uns gewiesen hat, und dann, daß alle unsre Thätigkeit in der Sicherheit und in dem Frieden des Glaubens geschehen soll, des Glaubens an den Gott, der seine Treue zum Pfande setzt dafür, das wir sein Ziel erreichen.

Bs

## Die Sonntagsfrage

### 3. Geschichtlicher Ueberblick

Zweite Hälfte

Daß die Römischen die protestantische Sonntagslehre lax und unpraktisch finden, wundert uns nicht, braucht uns aber ebensowenig an ihr irre zu machen. Thatsächlich hat die freimütige reformatorische Lehre doch um die Heilighaltung des Sonntags sich ungleich größere Verdienste erworben als die mit Advokatenkunst entworfne römische Theorie. Schon allein dadurch, daß die Reformation der Wucherung von Heiligen- und Marientagen ein Ziel setzte, hat sie den Sonntag zu Ehren gebracht wie kein Konzil und kein kirchlicher Dogmatiker je zuvor. Es steht fest, daß in den folgenden Jahrhunderten in den protestantischen Staaten, wo die Landesfürsten mit patriarchalischer Gewalt den von der Reformation ihnen übertragnen Summepiskopat verwalten, eine überaus strenge Sonntagsgesetzgebung Platz greift. Der Tadel der Römischen erscheint daher wenig berechtigt. Schwerer wiegt, daß aus dem Schoße der Reformationskirchen selbst in That und Wort die allerschärfste Kritik geübt worden ist.

Die Thatkritik der reformirten Kirche ist hinlänglich bekannt. Weiter kann man sich von den Bahnen der Reformatoren nicht entfernen. Inmitten der reformirten Kirche hat die sabbathistische Theorie ihren schroffsten Ausdruck gefunden. Hatte der Romanismus die Christenheit vorwiegend unter ein kirchliches Machtgebot gebeugt, im Lager der Reformirten steigert man nun jenes Kirchengebot kühnlich zu einem direkten Gottesgebot. Calvin kennt diese Lehre noch nicht. Er ist vom Sabbathismus so weit entfernt gewesen als Luther. Und dennoch, Calvins theologischer Standpunkt macht es uns verständlich, daß auf reformirtem Boden die Entwicklung einen so ganz anders gearteten Verlauf genommen hat als im Bereich der lutherischen Reformationskirchen. Während Luther mit großer Kühnheit und Folgerichtigkeit alle äußern Autoritäten niedergelegt, auch vor der Autorität des Schriftbuchstabens als dem „papiernen Papst" nicht Halt gemacht hat, um die Gewissen ausschließlich unter eine innere Autorität zu beugen, hat Calvin dem Glauben eine äußerlich gesetzliche Fundamentirung gegeben. Er hat die Autorität des Schriftbuchstabens aufgerichtet, wie es nie zuvor in der Kirche geschehen war, und hat ihm eine unmittelbar praktische Beziehung zum Leben gegeben, die mit der „Freiheit eines Christenmenschen" nicht dauernd bestehen konnte. Mittelbar also ist es doch Calvin, seine eigenartig unfreie Stellung zur Schrift, die von der ursprünglich evangelischen Fährte ab in das Fahrwasser des Judaismus geführt hat. Bei Beza taucht die sabbathistische Theorie erstmalig auf. Noch im sechzehnten Jahrhundert verpflanzt sie Petrus Martyr Vermigli nach England. Und hier geben im Kampf mit der bischöflichen Kirche die Puritaner der sabbathistischen Lehre im siebzehnten Jahrhundert ihre schroffste Gestalt. 1639 erschien Miltons Buch über den Sonntag, ein Haupt- und Grundbuch des Sabbathismus. Unter den hier geltend gemachten Argumenten erwies sich namentlich fruchtbar der Hinweis auf den Schöpfungsbericht. Denn mag Mose nun auch ausregiert haben, die Sonntagsfeier stützt sich auf eine ewige Schöpfungsordnung, die in Kraft bleiben wird, so lange die Erde steht. Diese Theorie hat in England gesiegt.

Der Sabbathismus ist in England nicht von oben her dekretirt worden, vielmehr von Anfang an ist die entscheidendste Großmacht, die öffentliche Meinung, Trägerin dieser Bewegung gewesen. Daher allein die staunenswerte Thatsache, daß, obwohl die durch Dampf und Elektrizität hervorgerufne technische Revolution sich nirgends so sehr wie in England geltend gemacht hat, dennoch in diesem Lande am wenigsten eine strenge Durchführung der Sonntagsheiligung als mit den modernen Industrieverhältnissen unvereinbar bezeichnet worden ist. Freilich eine Zeit lang schien dem neuen industriellen Geist selbst der englische Sonntag zum Opfer fallen zu sollen. Und auch die noch in Geltung stehende Lords Day Act von 1680 bot gegen die zunehmende Sonntagsarbeit keinen genügenden Schutz. Auch in unserm Jahrhundert ist es in England, nachdem wiederholte Bemühungen, auf dem Wege der Gesetzgebung Wandel zu schaffen, gescheitert waren, schließlich die Wucht der öffentlichen Meinung gewesen, die der Gewinnsucht der Einzelnen, die in England wahrlich um nichts geringer ist als auf dem Kontinent, den arbeitsfreien Sonntag abgerungen hat. Daß aber die öffentliche Meinung trotz unausgesetzter Steigerung der In-

dustrie doch diese sonntagsfreundliche Haltung bewies, ist das Verdienst vor allem der religiös lebendigen Sekten, weiterhin einzelner hervorragenden Männer, unter denen Wilberforce und Shaftesbury vor allen genannt zu werden verdienen. Unter dem Druck der öffentlichen Meinung hat sich hier eine Sonntagssitte entfalten können, die uns staunen macht.

Freilich ist es ja sehr begreiflich, daß nun die Gesamtheit des Volkes mit Zähigkeit über seiner Sonntagsruhe hält. England und Amerika wissen sehr wohl, welchen nationalen Schatz sie an ihrer strengen Sonntagssitte haben. Man wird es doch kaum bestreiten können, daß die staunenswerte wirtschaftliche und industrielle Energie der Engländer und Amerikaner zum großen Teil in ihrem Sabbathismus wurzelt. Nun meinen wir das zunächst freilich nicht in dem Sinne, in dem dieser Satz wohl häufig ausgesprochen wird, daß Gottes Segen darum ganz besonders auf ihrer Arbeit ruhe, weil sie allein seinem uralten Gebot pünktlich Folge leisten. Sondern wir haben dabei vielmehr die Erkenntnisse im Auge, die Medizin und Volkswirtschaft auf Grund untrüglicher Beobachtungen gesammelt haben.*) Diese lauten mit großer Uebereinstimmung dahin, daß in der jeweiligen Wiederkehr eines vollkommnen Ruhetages eine Kraft- und Verjüngungsquelle sprudelt, die keine Verkürzung der täglichen Arbeitsfrist, auch kein einmaliger längerer Urlaub zu ersetzen vermag. Daher die Thatsache, daß auch von solchen, bei denen religiöse Motive nur nebensächlich wirksam sind, die Sonntagsruhe doch mit großem Eifer verfochten wird. Man hat nachgerade hinlänglich erproben können, daß man bei sechstägiger Arbeitsfrist und vollkommner Sonntagsruhe die Konkurrenz mit dem kontinentalen Siebentagewerk wohl aufzunehmen und auszuhalten vermag. Niemand denkt daher in England daran, an dieser Sitte zu rütteln. Und in Amerika steht es nicht anders. Auch hier teilt man die Ueberzeugung, daß eine strenge Sonntagsfeier sich mit modernen Industrieverhältnissen wohl verträgt, ja noch mehr, daß die unausgesetzte Steigerung des gewerblichen Lebens eine um so pünktlichere Wahrung der Sonntagsruhe geradezu gebieterisch fordert. Freilich weder der englische noch der amerikanische Sonntag ruhen vorwiegend auf der volkswirtschaftlichen Weisheit der betreffenden Völker, in beiden Fällen bildet ohne Frage eine stärkere Grundlage die Stellung dieser Länder zum Christentum. Durch nichts aber kann die Gesellschaft in sinnenfälligerer Weise dem Christentum ihre Huldigung erweisen als durch eine von der Gesamtheit streng beobachtete Feier des Sonntages. Weshalb wir dennoch eine genaue Nachahmung des englischen Sonntags auf deutschem Boden nicht für wünschenswert halten können, werden wir im weitern noch zu begründen haben.

Zunächst suchen wir die Entwicklung im Gebiet des Luthertums, die Geschichte des deutschen Sonntags bis auf die Gegenwart zu verfolgen. Auch hier hat man in Theorie und Praxis sich von der Fährte der Reformatoren vielfach entfernt. In theoretischer Beziehung gilt dies schon von manchem der lutherischen Dogmatiker des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts. Vollends aber weichen auch in diesem Punkte die Theologen der pietistischen Aera von den Klassikern der Reformation ab. Ohne daß sie dem starren Sabbathismus das Wort reden, suchen sie doch weltliche Lustbarkeit als mit der Sonntagsfeier unvereinbar nachzuweisen. Viel mehr als vor der Sonntagsarbeit warnt Spener davor, durch Sonntagsfreuden irdischer Art sich zu versündigen. Ja Säulen der Orthodoxie, ein Walch, ein Carpzov, Männer, die sonst nicht um Haares Breite von der Theologie der Symbole weichen, erblicken im Sonntag den von Gott selber eingesetzten Tag, der einen ganz andern Charakter habe als andre Feste und Zeremonien. Die evangelische Lehre vom Sonntag begegnet uns im achtzehnten Jahrhundert in voller Reinheit fast nur im Schoß der Brüdergemeine. Der Dichter der Strophe: „Alle Tag im Jahre, die Gott läßt werden, sollen der Gemeine

*) Vgl. Niemeyer, Die Sonntagsruhe vom Standpunkte der Gesundheitslehre. Leipzig, 1883; Rosseck, Die Sonntagsfrage (Zimmers Handbibliothek der praktischen Theologie). Gotha, 1891.



Festtage werden der Marter Gottes“ mochte zwar für seine Person ein besondres Gemütsverhältnis zum Sabbath haben, als dem durch Jesu Grabesruhe geweihten Tage, ein Sabbathist war niemand weniger als er. Spangenberg hat in dieser Beziehung das Erbe Zinzendorfs in voller Reinheit bewahrt. Die Formulirung, die er in § 186 der Idea fidei fratrum der Lehre vom Sonntag gegeben hat, dürfen wir, von der Reformation aus geurteilt, als geradezu klassisch bezeichnen. Namentlich ist in Spangenbergs Ausführungen, denen sich in damaliger Zeit nur wenig Ebenbürtiges zur Seite stellen läßt (vgl. die gut evangelische Geschichte der Sonn- und Festtage der Christen von Eisenschmid, Leipzig, 1793), ein Ton besonders kräftig angeschlagen, den man auf deutsch-lutherischem Boden bisher noch wenig vernommen hatte: die Wertschätzung des Sonntages unter sozialem Gesichtspunkte, die klare Erkenntnis der Pflicht, sich und dem Nächsten Ruhe und Erholung zu gönnen und Raum zu schaffen, daß der Gottesdienst seine Bestimmung als Gemeindeversammlung erfüllt. Im Kreise der Brüdergemeine also, d. h. auf dem Boden eines geordneten kirchlichen Gemeindelebens, haben sich die reformatorischen Grundsätze vom Sonntag glänzend bewährt.

Fragen wir dagegen nun, wie in den deutsch-lutherischen Landeskirchen praktisch in der Sonntagsfrage gearbeitet worden ist, so läßt sich der Eindruck kaum zurückdrängen, daß die nachreformatorische Sonntagspraxis der reformatorischen Theorie nicht durchgängig zur Empfehlung dient.

Vor allem machen wir die auffallende Beobachtung, daß da, wo im Gebiet des Luthertums auf strenge Sonntagsheiligung gedrungen wird, die Sorge für Sicherung des Kultus fast ausschließlich maßgebend ist, während der wertvolle sozialethische Gesichtspunkt, der in England von vornherein in Frage kommt, in der deutsch-lutherischen Sonntagsgesetzgebung ungebührlich zurücktritt. Die Vermutung liegt nahe, daß für diese Seite der Frage die deutsche Reformation zu wenig kräftige Impulse gegeben hat. Hätte sie mit der gleichen Wucht, mit der sie von der Freiheit eines Christenmenschen predigte, für die Pflichten der Bruder- und Nächstenliebe gezeugt, dürften wir dann nicht erwarten, daß in dieser doch durchaus von frommem, ernstem Sinn getragnen Sonntagsgesetzgebung protestantischer Landesfürsten diese soziale Seite auch mehr zu ihrem Recht gekommen sein würde? Namentlich aus den strengen Sonntagsverordnungen der Hohenzollern spricht viel ernster und gesunder Sinn. Es gefällt uns, wenn den Gastwirten nahe gelegt wird, nicht nur selbst fleißig die Predigt zu besuchen, sondern auch ihre Gäste dazu anzuhalten. Aber noch wertvoller wollte es uns erscheinen, wenn diese staatlichen Erlasse den sozialen Gesichtspunkt noch energischer geltend machten. Denn dadurch wäre verbürgt, daß auch in Zeiten, da der Staat den Predigtbesuch seiner Unterthanen nicht mehr erzwingen kann, er doch eben aus dieser Rücksicht an der Sonntagsfrage noch ein lebendiges Interesse behielte.

Und diese anders gearteten Zeiten sind gekommen. Der theokratische Staat der Reformation ist verschwunden. Das Verhältnis der Unterthanen zum Landesfürsten hat den Charakter privater Abhängigkeit verloren, der die Voraussetzung dafür bildet, daß man sich zur Kontrollirung der Sonntagsruhe gutwillig die Polizei ins Quartier rücken läßt. Der moderne Staat hat das religiöse Bekenntnis freigegeben. Und ist auch der Landesfürst für die Evangelischen summus episcopus geblieben, so hat er doch offenbar als Lenker eines religiös indifferenten Staatswesens an der Sicherung der Gottesdienstruhe seiner Unterthanen nicht mehr das gleiche Interesse wie in den Zeiten, da das Cuius regio eius religio*) zu Recht bestand. Thatsache ist, daß z. B. in Preußen der das religiöse Bekenntnis freigebenden Verfassung (Artikel 11 der preußischen Verfassung) die Bestimmung auf dem Fuße folgte, daß es zu öffentlichen Arbeiten an Sonn- und Feiertagen der öffentlichen Erlaubnis nicht mehr bedürfe. Es bleibt dem Gewissen des Einzelnen überlassen, wie weit er sich Zurückhaltung in diesem Stück auferlegen will. Freilich erläßt wohl auch der Staat

*) Der Glaube des Fürsten ist der Glaube des Landes. D. H.

noch Sonntagsgesetze, aber da in Preußen die Regelung der Verhältnisse je länger je mehr den einzelnen Provinzen und Bezirken überlassen bleibt, wird sie hier in steigendem Maße dem Zufall preisgegeben.

Wir meinen nun: wenn auch selbstverständlich die im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert geübte religiöse Bevormundung verschwinden mußte, so hätte doch der Staat seine Hand von dieser Frage nicht so völlig abzuziehen brauchen. Daß er es that, erklären wir uns daraus, daß die soziale Bedeutung der Sonntagsruhe ihm noch nicht genügend zum Bewußtsein gekommen war. Und darum konnte es geschehen, daß mit dem aus den veränderten Zeitverhältnissen erklärlichen Dahinschwinden des staatlichen Interesses an dem sonntäglichen Gottesdienst, d. h. an der kultisch-religiösen Seite des Sonntages, das Interesse des Staates an der Sonntagsfrage überhaupt zunächst zu erlöschen drohte. Eins freilich gilt es zu bedenken: gesetzt, der Staat hätte auch in unserm Jahrhundert mit voller Kraft den Kampf gegen Sonntagsmißbrauch aufgenommen, wer wagt zu entscheiden, ob das nicht nur zu einem die Sache desto schwerer schädigenden Rückschlag hätte führen können? Denn das dürfen wir uns nicht verhehlen: was für Konstantin noch ein Kinderspiel war, übersteigt heute beinahe die Grenze des Möglichen. Daher denn auch die Thatsache, daß Fürst Bismarck nur mit unverkennbarem Widerstreben an eine Regelung dieser Frage herangetreten ist. Dem Realpolitiker, der vor keinem persönlichen Gegner je zurückgebebt ist, widerstand es, einen Kampf gegen übermächtige Verhältnisse aufzunehmen, der einen Erfolg nur zu versprechen schien, wenn das Unmögliche gelang: der modernen Kulturentwicklung Einhalt zu gebieten, ja noch mehr, sie auf ein früheres Niveau zurückzuschrauben.

Denn eine Sonntagsfrage im volkswirtschaftlichen und sozialen Sinn giebt es in vollem Umfang doch erst im Jahrhundert des Dampfes und der Elektrizität. Da erst liefen die christlichen Völker Europas wirklich Gefahr, das hohe Gut des Sonntags zu verlieren, während sie doch mehr denn je seiner Segnungen für Leib und Seele bedurften. Die Sonntagsenquete des Jahres 1885 hat festgestellt, daß nahezu die Hälfte der anderthalb Millionen Arbeiter im deutschen Reich, auf die die Erhebungen sich erstreckt haben, der Sonntagsruhe ganz oder doch zum Teil entbehrt. Und angesichts dieser Thatsache müssen wir abermals fragen: Hat nicht die Reformation in diesem Stück verhängnisvoll gewirkt? Der moderne Staat hat, wie wir sahen, eine Regelung der Sonntagsfrage zum Teil für eine Gewissenssache seiner Unterthanen erklärt. Hat die Reformation das Volksgewissen genügend geschärft, sodaß es dieser sozialen Pflicht der Nächsten- und Bruderliebe sich bewußt wurde? Oder vernahm man aus der reformatorischen Lehre mehr nur den süßen Sirenengesang, daß der einzelne Christ, ein Priester und König, keinem äußerlich zwingenden Gesetz unterworfen sei, ja daß er auch am Sonntag wie am Werktag durch treu betriebne Arbeit des Berufes Gott dienen könne? Und doch kann darüber wohl kein Zweifel bestehen: die Kirchen der Reformation mußten sich in ganz hervorragender Weise gegenüber dem enormen Aufschwung des gewerblichen Lebens verpflichtet fühlen. Denn die Reformation ist zum guten Teil der Mutterboden der modernen Kultur. Der echtreformatorische Gedanke: jede Arbeit, die in Berufstreue geschieht, ist ein wahrhaftiger Gottesdienst — das ist der tiefste sittliche Grund, auf dem der gegenwärtige Aufschwung der Arbeit beruht.*) Darauf beruht für uns evangelische Christen die Möglichkeit, diese Erscheinung positiv zu würdigen als die Lösung der gottgegebnen Aufgabe, daß der Mensch die Kräfte der Erde sich dienstbar mache. Indes wir mögen diese Entwicklung so günstig als immer möglich beurteilen, das eine steht fest: wenn dieser gewaltige industrielle Aufschwung nicht schließlich doch einen verhängnisvollen Niedergang des Volkswohls im tiefern Sinne, eine schlimme Einbuße an geistigen Gütern bewirken sollte, so mußte ihm zur Seite gehen eine möglichst kräftige Betonung der

*) Vgl. Uhlhorn, Die Sonntagsfrage in ihrer sozialen Bedeutung. 1870.



idealen Faktoren, eine Verstärkung vor allem der ethischen und religiösen Motive. Sonst droht die gesteigerte Kultur zum Selbstzweck und der protestantische Satz von der Arbeit als einem Gottesdienst zur hohlen Redensart zu werden.

Leider nun hat es an dieser idealen Ergänzung zumal in Deutschland in hohem Maße gefehlt. Die evangelische Kirche hat sich der Aufgabe nicht gewachsen gezeigt, die gerade ihr aus den unter ihren Auspizien entstandnen modernen Kulturverhältnissen erwuchs. Und wenn Macaulay Recht hat mit der Behauptung, daß ein Volk äußerlich nur so weit religiös ist, als es den Sonntag feiert, so bietet die Geschichte des achtzehnten und der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts das Bild eines unausgesetzten religiösen Niedergangs. Denn in dieser Zeit kommt die früher mit Fleiß beobachtete Sitte strenger Sonntagsfeier in demselben Maße in Abnahme, als dank den veränderten Industrieverhältnissen das Bedürfnis nach ihrer Aufrechterhaltung sich mehrte. Die öffentliche Meinung gewöhnt sich daran, daß weite Kreise mit diesem jahrhundertealten Brauch rücksichtslos brechen. Das war gewiß die Freiheit nicht, um deren Sicherung es dem Reformator einst zu thun gewesen war. So wenig er den Christen an ein Sonntagsgesetz als religiöse Satzung binden mochte, so energisch hatte er doch darauf gedrungen, daß man die Rücksichten der Liebe walten lasse und zugleich den Gemeindegottesdienst nicht versäume. Und doch erschien es den Ernstgesinnten so, als ob die deutsche Reformation für diesen Verfall der Sonntagsheiligung verantwortlich zu machen sei. In den zahlreichen Sonntagsschriften des Landrats von Kroecher, der wie kaum ein zweiter in Deutschland um strengere Sonntagsheiligung sich bemüht hat, begegnet uns kein Vorwurf häufiger als der, daß die Reformation durch einseitige Geltendmachung des Sola fide*) die Sittlichkeit des Volkes geschwächt habe. In der allgemeinen Sonntagsentweihung trete diese Schädigung deutlich zu Tage. Demnach erschien es geradezu als Pflicht, von den Anschauungen der Reformatoren sich zu lösen, zum mindesten sie durch energische Betonung des gesetzlichen Moments zu ergänzen. So kam es, daß die Blicke dieser Männer voll Neid und Wehmut sich nach England richteten. Verhängnisvoll freilich war es, daß man, von der imponirenden Kraft des englischen Sabbathismus geblendet, ihn nun unverkürzt glaubte übernehmen zu müssen. Denn einmal zugestanden, daß in England selbst der Sabbathismus nur wertvolle Früchte zeitigte, so war es doch im höchsten Grade fraglich, ob eine einfache Uebertragung der englischen Sitten mit der deutschen Geistes- und Gemütsart sich vertrage. Ja nicht genug, daß man die Engländer kopirte, es beginnt jetzt eine Sonntagslitteratur zu entstehen, die an Rigorismus und Kasuistik die englischen Vorbilder zum Teil weit hinter sich läßt (vgl. besonders Liebetrauts Schrift über den Tag des Herrn vom Jahre 1837).

Von entscheidender Bedeutung für die Sonntagsfrage war das Jahr 1848. Der Märzsturm fegte die Geltung der Sonntagsgesetze hinweg. Für alle in der Sonntagsfrage Interessirten lag darin der stärkste Antrieb, nun auf dem Wege freier Vereinsbildung oder durch offizielle kirchliche Maßregeln der um sich greifenden Sonntagsentheiligung zu steuern. Der für die Geschichte der kirchlichen Diakonie epochemachende Wittenberger Kirchentag — die Geburtsstunde der innern Mission — hat auch für Förderung der Sonntagsruhe hohe Bedeutung erlangt. Wichern legte den Finger auch auf diese offne Wunde des deutschen Volkslebens und betonte mit der ihm eignen Ueberzeugungskraft die Notwendigkeit, auf Heilung dieses Schadens zu sinnen. Sein Wort traf die Gewissen. Der als greifbare Frucht dieses Kirchentages sich bildende Zentralausschuß für innere Mission hat demzufolge auch der Sonntagsfrage sofort seine volle Aufmerksamkeit zugewendet. Wichern aber öffnete der Behandlung dieser Frage vor allem die Spalten seiner „Fliegenden Blätter.“ Wir bewundern auch hier den großen Scharfblick Wicherns. Gerade dieser gewaltige Praktiker der innern Mission war allem vorschnellen, unsoliden Praktizismus abhold. Wiederholt hat er es für unerläßlich erklärt,

*) Der Rechtfertigung allein durch den Glauben. D H

daß unter den Freunden der Sonntagsbewegung zunächst die theoretische Frage zum Austrag gebracht würde. Es war Wichern völlig ausgemachte Sache, daß auch in dieser wichtigen Frage des praktischen Christentums die Aufgabe der Deutschen nimmermehr im Kopiren der Engländer bestehen könne, daß vielmehr die Deutschen eine ihrer Eigenart entsprechende Lösung auch dieser Frage mit allem Ernst anstreben müßten.

Leider hat es Wichern trotz seines Drängens auf bewußten Anschluß an die Grundsätze der deutschen Reformation nicht verhüten können, daß die Mehrzahl der von ihm für die Sache Erwärmten entweder auf jede grundsätzliche Stellungnahme verzichtete oder im wesentlichen vom sabbathistischen Standpunkt aus für Wiedergewinnung des Sonntags kämpfte. Hätte man sich gleich Wichern mit der Erkenntnis durchdrungen, daß hier vorerst eine Prinzipienfrage der Lösung harre, vielleicht daß man dann im einzelnen vielfach maßvoller und zielbewußter vorgegangen wäre und eine nachhaltigere Wirkung erzielt hätte. Erfolglos sind ja die eifrigen Bemühungen auf keinen Fall gewesen.*) Vielmehr läßt sich als Gesamtergebnis der höchst verschiedenartigen Bestrebungen feststellen, daß Staat und Gesetzgebung wieder energisch auf die Sonntagsfrage gewiesen werden und die öffentliche Meinung langsam sich zu wandeln beginnt.

Auch jetzt aber fällt es auf, daß die soziale Seite der Sonntagsfrage immer noch ungebührlich zurücktritt. Seitens des Staates und der Kirche hat man sie auch in dieser Frage erst dann voll würdigen gelernt, nachdem der Sozialismus seinerseits sich der Sonntagsfrage bemächtigt hat. Er erkannte in der Sonntagsarbeit den Gipfelpunkt der sozialen Tyrannei. Wiedergewinnung des Sonntags als eines Tages vollster Arbeitslosigkeit hat von Anfang an auf seinem Programm gestanden, seit Proudhon, der bekannte französische Sozialist, mit hinreißender Beredsamkeit den Wert des wöchentlichen Ruhetages gepriesen hat. Es war gut, daß man endlich im Kreise der Besitzenden auf diese Stimme aus dem Lager der „Enterbten“ achtete, und daß bei vielen, die einer religiösen Behandlung der Sonntagsfrage unzugänglich waren, die Erwägung durchschlug, daß der Sonntag — der „große Versöhnungstag für alle Stände,“ wie Ahlfeld ihn einmal genannt hat — eine Quelle der Volkskraft und des sozialen Friedens sei. In diesem Sinne bot man nun aufs neue den ganzen modernen Vereinsapparat auf, schickte Broschüren und Flugschriften in die Welt und überschüttete Parlament und Regierung mit Petitionen und Beschwerden aller Art. Wenn es dennoch seitens der Regierung zu keiner umfassenden Aktion gekommen ist, so liegt dies nicht am wenigsten darin begründet, daß in diesem Falle Bismarck es nicht für angezeigt hielt, dem sonst ihm so verhaßten Manchestertum entgegenzutreten. Die Folge war, daß Petitionen und Beschwerden beharrlich zu den Akten gelegt und höchstens als Abschlagszahlung umfassende Enqueten in Aussicht gestellt wurden.

Mannigfache Anregung war inzwischen von der Schweiz ausgegangen, zumal seit an die Spitze der dortigen Sonntagsgesellschaft der ehemalige Genfer Bankier Alexander Lombard trat, ein Mann, der bis an sein Lebensende von Liebe für diese Sache glühte und mit einer geradezu großartigen Einseitigkeit ausschließlich für den Gedanken der Sonntagsheiligung gelebt und gewirkt hat. Bald war es sein zündendes Wort, bald vor allem seine nimmer rastende Feder, die er in den Dienst der für ihn heiligen Sache stellte. Es war vor allem die Frucht seiner Bemühungen, wenn im Jahre 1876 die Schweizer sich vor die Notwendigkeit gestellt sahen, um erfolgreich weiter wirken zu können, den ursprünglichen Genfer Lokalverein zur Internationalen Sonntagsgesellschaft zu erweitern.**) In Anregung des ersten internationalen Kongresses in Genf ging man nun auch in Deutschland, zumal in der Reichshauptstadt, aufs neue wacker „vereinsgründend“ vor. Freilich die Erfolge, die diese Vereine zu verzeichnen hatten, waren unscheinbar. Man suchte den Grund dafür in dem Mangel an leitenden Persönlichkeiten. „Wir suchen noch unsern Alexander Lombard,“ hieß es wiederholt. Viel richtiger hätte es heißen müssen: „Wir suchen noch lebendige Kirchgemeinden.“ Denn daß es an diesen so völlig mangelte, und daß auch hier lediglich Vereine zu leisten suchten, was mit allem Nachdruck doch allein die Kirchengemeinde betreiben kann, das war ohne Frage der tiefste Grund, weshalb es zu einer durchgreifenden Besserung nicht kommen wollte. Von der Wiederbelebung der religiösen Gemeinden, nicht von immer erneuten Vereinsgründungen, auch nicht von dem Kampf für den Sonntag als eine göttliche Institution ist eine Förderung der Sonntagsfrage vor allem zu erhoffen. Der letztere Weg, mag er auch für die Menge eindrucksvoller sein und darum augenblicklich rascher zum Ziele zu führen scheinen, ist für den evangelischen Christen darum nicht gangbar, weil er ein Verleugnen der aus der Schrift geschöpften evangelischen Prinzipien bedeutet. E R

*) Ein reiches Material findet man aufgehäuft in den interessanten Aufsätzen von Bourwieg, Was ist zur Beförderung der Sonntagsheiligung seit 1848 in Deutschland geschehn? (Schäfers Monatsschrift für Diakonie. Erster Jahrgang.)

**) Vgl. Brösel, Schweizer Gesellschaft für Sonntagsheiligung. (Schäfers Monatsschrift für Diakonie. Zweiter Jahrgang.) Hahn, Der internationale Verein für Sonntagsfeier in Genf. (Ebenda. Fünfter Jahrgang.)

## Geschichte der Schulbibel

Unter diesem Titel ist vor kurzem bei Emil Behrend in Gotha ein Schriftchen erschienen, das eine jetzt sehr lebhaft behandelte Frage nach ihrer geschichtlichen Entwicklung und ihrem gegenwärtigen Stande beleuchtet. Darum lohnt es sich, hier einen kurzen Ueberblick darüber zu bringen; zugleich wollen wir dazu einige Nachträge liefern; denn in der kurzen Zeit, die seit dem Erscheinen des Schriftchens verflossen ist, hat die Arbeit nicht geruht, und die Frage steht unmittelbar vor ihrer Lösung.

Luther gab seinem Volke das Wort Gottes in deutscher Sprache, den Alten die Bibel selber, den Jungen den Katechismus. Er verkannte nicht, daß die Bibel kein Buch für Kinder ist, daß auch nicht ein biblischer Schriftsteller an Kinder als seine Leser gedacht hat. Darum stellte er für das junge Volk, ja „für den gemeinen Mann“ die fünf Hauptstücke zusammen im Katechismus und nannte ihn „der ganzen heiligen Schrift eine kurze Summa und Auszug.“ Von den zehn Geboten ließ er eins aus und teilte ein andres, vom Vaterunser ließ er, wohl dem Herkommen folgend, den Schluß weg. Luther hat also den ersten und kühnsten Bibelauszug gemacht, den wir bis heute besitzen. Für die tägliche Bibellektion empfiehlt er: Matthäus, Lukas, die erste Epistel St. Johannis, beide Episteln St. Petri, etliche Episteln St. Pauli, beide an Timotheus und an Titus, an die Epheser und Kolosser. Und wenn diese aus sind, so soll mans wieder von vorn anfangen. Ist diese Auswahl für die täglichen Lesungen mit der Familie bestimmt, so die andre, die er in der Vorrede zum Neuen Testament giebt, für die Erwachsenen. Da sagt er:

> St. Johannis Evangelium und seine erste Epistel, St. Pauli Episteln, sonderlich die zu den Römern, Galatern, Ephesern, und St. Peters erste Epistel: das sind die Bücher, die Christum zeigen und alles lehren, was zu wissen not und selig ist, ob du schon kein ander Buch noch Lehr nimmer sehest noch hörest.

Schon vor dem Katechismus erschienen die Topi bibliaci von Johann Tolz mit Vorwort von Bugenhagen und nachher Valentin Trotzendorfs, des berühmten Goldberger Rektors, Spruchbuch. 1582 wünscht Michael Neander neben dem güldnen Kleinod Lutheri, dem Katechismus, ein Biblidion, das ist eine kleine Bibel. Auch die sächsische, die weimarische, die gothaische und andre Kirchenordnungen schreiben eine Auswahl von biblischen Schriften vor, die die Knaben, so „gewachsen,“ lesen sollen. Die sächsische Ordnung von 1528 wählt Matthäus, 2. Timotheus, 1. Johannes und Sprüche Salomonis aus, also noch weniger als Luther und sagt:

> Sonst sollen die Schulmeister kein Buch fürnehmen zu lesen, denn es ist nicht fruchtbar, die Jugend mit schweren und hohen Büchern zu beladen, als Esajam, Paulum zu den Römern, St. Johannis Evangelium und dergleichen.

1627 berichtet der weimarische Generalsuperintendent Kromeyer nach einer Visitation in den Aemtern Reinhardsbrunn und Georgenthal an den Herzog Wilhelm über den

Stand des höhern und niedern Unterrichts und Schulwesens: „Von 1700 Kindern seind derer tausend, die nimmer lesen lernen, recht beten, etwas von Gott.“ Unter den wohl 10 000 Erwachsenen könne nicht der dritte Teil lesen. Also weder im sechzehnten noch im siebzehnten Jahrhundert las die Schuljugend die ganze Bibel.

Diese Bibelnot unsers evangelischen Volkes bewegte einem August Hermann Francke, einem Canstein das Herz, und jener verlangte 1702 in seinem kurzen und einfältigen Unterricht, wie die Kinder zur wahren Gottseligkeit anzuführen, im Gegensatz zu Locke: daß sie die ganze Schrift selbst lesen, daß sie selbst erkennen, was sie bisher aus dem Katechismo und aus mündlichen Unterredungen gelernt haben. Und der Hamburger Rektor Hübner gab 1714 seine zweimal 52 biblischen Geschichten heraus, die bis in unsre Tage über hundert Auflagen erlebt haben. Welche Dinge er den Kindern zumutete zu lesen, davon bringt die Geschichte der Schulbibel schier unglaubliche Beispiele.

Lange war das biblische Geschichtsbuch das einzige Lesebuch der Volksschule. Mit dem Billigerwerden der Bibel wurde es diese selbst (das preußische Schulreglement von 1763 schrieb in § 20 die Hallische oder Berlinische Bibel vor), und noch weit in unser Jahrhundert hinein war es vielerorten so. Zwar erschien schon 1776 das erste Lesebuch von Rochow, aber sehr, sehr langsam eroberte das Lesebuch sich die Stellung, die es heute überall einnimmt.

Erst seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts, da die Bibel anfing, sich in den Schulen zu verbreiten, erhob man teils aus erziehlichen, teils aus Glaubensgründen die Schulbibelfrage. Die einen empfanden es als bedenklich, der unmündigen Jugend die ganze Bibel in die Hand zu geben; die andern wollten nur ihren Vernunftglauben in der Schule gelehrt haben und wollten darnach die Bibel zubereiten. Die erste Schulbibel dieser letztern Art erschien 1749 und war von Magister Georg Hager gemacht, Rektor zu Chemnitz: „Kleine Kinderbibel, darin die vornehmsten Glaubenslehren und Lebenspflichten zum Besten der zarten Jugend auf eine leichte und angenehme Art vorgetragen werden.“ Man kann nicht anders sagen, als daß ein unbiblischer Geist hier die Bibel meistert. Es war die Zeit, in der ein Karl Friedrich Bahrdt nach Goethes köstlichem Prolog sagte:

Da kam mir ein Einfall von ungefähr,
So redt ich, wenn ich Christus wär.

Den Namen Schulbibel führt unter den mir aus eigner Anschauung bekannten zuerst die Bearbeitung von Gottlieb Heinrich Zerrenner, die 1799 erschien. Die Bibel ist hier arg verstümmelt, beinahe die Hälfte des dicken Buches nehmen des Herausgebers eigne Erklärungen ein. Eine von ihnen lautet:

Evangelium, welches überhaupt jede angenehme Nachricht oder Lehre, dann besonders die für die Menschen so erfreuliche und heilsame Lehre Jesu bedeutet, heißt hier soviel als: eine Sammlung von Geschichten und Denkwürdigkeiten aus dem Leben Jesu.

Geistesverwandt mit diesem Buche, aber noch viel weiter gehend in der Bearbeitung ist die Kleine Bibel von B. C. L. Natorp, Prediger in Essen, 1802. In diesem Buche ist oft gar nicht zu erkennen, ob man Gottes Wort oder Natorps Worte oder die eines andern, etwa des Josephus, vor sich hat. Jeremias ist auf noch nicht sechs Seiten abgethan. Von messianischen Weissagungen ist nichts zu finden. Wie war doch die Ehrfurcht vor Gottes Wort in dieser Zeit geschwunden!

Friedrich Wilhelm III. forderte 1805 den Minister zur Abfassung eines Bibelauszugs auf; aber sehr im Gegensatze dazu erschien 1814 eine preußische Verordnung, die der Ueberschwemmung des evangelischen Volkes mit solchen Erzeugnissen wehren sollte. Es heißt darin:

Wer bedenkt, wie sehr es in der Hand derer, die Bibelauszüge anfertigen, liegt, dem Volke darin zu geben, was sie wollen, der wird nicht ohne die größte Besorgnis, es möchte der rechte und vollständige Grund der christlichen Heilswahrheiten dem Volke ganz abhanden kommen, wahrgenommen haben, wie dieselbe in vielen Schulen an die Stelle der Bibel selbst getreten sind.

Sie bestimmt, daß den Kindern protestantischer Schulen, die mit einiger Geläufigkeit lesen können, das Neue Testament gegeben wird, denen aber, die dem Konfirmandenunterricht nahe oder Teilnehmer desselben oder bereits über ihn hinaus sind, die vollständige heilige Schrift Alten und Neuen Testaments.

Die Wirkung dieser Verordnung war nachhaltig. Fünfzig Jahre lang steht in Preußen die Bewegung still, die nun in andern Ländern, besonders in Sachsen, immer lebhafter wird

1824 erschien von M. Moritz Erdmann Engels, Stadtdiakon in Plauen und Senior des geistlichen Ministeriums daselbst: Geist der Bibel für Schule und Haus in zwölfter Auflage; das arg rationalistische, phrasenreiche Werk muß also sehr verbreitet gewesen sein. Es soll die ganze Bibel nicht verdrängen, vielmehr sollte jede Schule wenigstens eine Anzahl Bibeln besitzen, und einige der ältern Kinder sollten daraus vorlesen. In einem so schuleifrigen Lande wie Sachsen besaßen also damals noch die meisten Kinder keine Bibel! Die Bestrebung der Genannten wird durch diese Thatsache erst richtig beleuchtet: nicht verdrängen, nein verbreiten wollen sie die Bibel, freilich eine nach ihrem Geist zugerichtete. In der Vorrede zu seinem Alten Testament im Auszug, das 1830 der Leipziger Subdiakonus M. Wilhelm Kritz herausgab, sagt dieser: ein Auszug aus dem Neuen Testamente sei nicht nötig, und damit lenkt die Bewegung schon etwas ein und wird maßvoller, als sie bisher gewesen. Noch einmal aber schlägt den alten vernunftstolzen Ton die Lehrbibel an, die Karl August Zoller herausgab, Rektor des Katharinenstifts, Oberinspektor und Pfarrer in Stuttgart. Er bestimmte seine „Lehren der heiligen Schrift in mehr als neuntausend Sprüchen“ für Schule und Haus und widmete sie der Königin von Württemberg. Seine Einleitung ist voll nichtssagender, blumenreicher Wendungen; die Schrift ist so zerstückelt, daß man aus ihr kein Bild heiliger Geschichte gewinnen kann. Er wünscht aber, sein Buch soll „Ersatzbuch da sein, wo die Bibel nicht ist.“

In den vierziger Jahren wird in Sachsen die Bewegung besonders lebhaft; den Anstoß gab in der Sächsischen Schulzeitung deren Herausgeber Julius Kell. Die zunächst in ihr veröffentlichten Aufsätze erschienen 1845 in Grimma unter dem Titel: „Die Schulbibel. Notwendigkeit und Ausführbarkeit eines gemeinsam der Kirche als Entwurf zur Prüfung vorzulegenden Bibelauszugs.“ Man müsse sich in ihm an Luther anschließen, offenbare Uebersetzungsfehler aber verbessern. Eine Revision der Lutherbibel werde nicht länger zu umgehen sein. Das Neue Testament solle man nicht kürzen. Man gebe in der ganzen Bibel den Kindern viel mehr in die Hand, als sie zu verarbeiten imstande seien, es sei eine Inkonsequenz, das, was man den Kindern sonst geflissentlich verberge, ihnen in die Hand zu geben. Die Sache unterlassen, weil die Kinder umsomehr dann in der Bibel nach solchen Stellen suchen würden, das wäre gerade so, als wenn man Gift nicht verschließen wolle, weil doch einmal einer in den Verschluß geraten könne. Und wozu gebe man den Kindern täglich in die Hand, was die Kirche den Erwachsenen in den Gottesdiensten niemals biete? Und wenn man der Kirche vorschreibe, was sie lesen solle, und das besonders drucke in den Perikopenbüchern, warum nicht auch der Schule?

Gleichzeitig (1845) gab der ordentliche Lehrer an der ersten Bürgerschule in Leipzig, Eduard Sparfeld, eine Bibel heraus für Schule und Haus. Der Herausgeber war jedenfalls Theologe. Er will den Kern der göttlichen Offenbarung wiedergeben, sich also weder aus dogmatischen noch aus ethischen Gründen Eingriffe erlauben. Aber 1. Mose 3, 15 läßt er weg, und den folgenden Spruch ändert er: Schmerzen sollen dir deine Kinder bereiten. Die Rahab wird nur mit ihrem Namen genannt; Mariä Verkündigung lautet: Siehe, du wirst einen Sohn erhalten. Die Wunder erzählt er alle, die Entwendung der silbernen und goldnen Gefäße durch die aus Aegypten ausziehenden Juden, die Verstockung des Pharao, die Reue Gottes läßt er nicht weg. Seine Bearbeitung ist bibelgläubig, er stellt sich, sehr im Gegensatz gegen die bisherigen Bearbeiter, unter die Schrift; seine Bibel ist in der ganzen Schulbibellitteratur die erste entschiedne Wendung zum Bessern.

Kell hatte sich 1846 ans sächsische Ministerium gewendet, 1853 that es Schuldirektor Dr. Hauschild im Verein mit Professoren, Schuldirektoren, Geistlichen, Bürgern aus Leipzig, 1862 sogar Rat und Stadtverordnete von Chemnitz. Vergebens.

Eine eigentümliche Stellung nahm die Encyklopädie von

Schmid ein, deren erster Band 1859 erschien. Während darin D. Lechler, Superintendent in Leipzig, auf mehrmaliges Lesen der heiligen Schrift drang, wies Weidmann ihm ebenda durch ein Rechenexempel nach, daß das rein unmöglich sei: die Bibel hat 1264 Kapitel! Er warnt davor, die Bibel als eine Zauberformel und ihr vieles Lesen als ein Opus operatum zu betrachten. Man möge im ganzen aus dem Alten Testament etwa 160 Kapitel lesen und aus dem Neuen ebenfalls 160 Kapitel, zusammen 320, d. h. ein Viertel der ganzen Bibel.

Es war doch von Bedeutung, daß ein Werk wie die Encyklopädie die Schulbibelfrage überhaupt beachtete, noch mehr, daß sie zwei Artikel aufnahm, eine von einem erfahrnen Schulmann, eine von einem so gelehrten Theologen wie Lechler. Die Sache wurde dadurch aufgenommen unter die wissenschaftlichen Aufgaben der Zeit und von Gelehrten als solche anerkannt und behandelt, nicht mehr war sie nur Gegenstand des Streites des unzünftigen Volkes. Die Arbeiten werden gediegner, die Waffen gewählter, die Streitrufe maßvoller, nur selten noch giebt ein Kämpe mit Keule und Schimpfwort seine tiefste Entrüstung kund.

Während in Sachsen ein förmlicher Schulbibelstreit entbrannte, an dem sich Chemnitzer und Leipziger Lehrer beteiligten, erschienen außerhalb Sachsens zwei Bibelauszüge, der eine in Köthen 1868, der andre in Hamburg 1864, in zweiter Auflage 1876. Der Verfasser des ersten nannte sich nicht; es war ein Lehrer an der Gubener höhern Mädchenschule, Wirth, der erste Preuße also seit 1802. Er sagte sehr richtig, es sei ja schlimm genug, daß Kinder durch das Lesen in der ganzen Bibel Schaden leiden können; noch viel beklagenswerter aber sei es, daß durch solches Lesen die Bibel selbst Schaden leide. Er will darum einen Auszug schaffen, in dem keine dogmatische Richtung, keine individuelle Ansicht sich geltend macht, sondern alle für die Geschichte der Offenbarung und für die gesamten Zweige des Religionsunterrichts wichtigen und nötigen Stücke des Alten Testaments gegeben werden. Ausscheiden will er alle Geschlechtsregister, alle ausführlichen Erklärungen und Verordnungen über den jüdischen Gottesdienst und die jüdischen bürgerlichen Gesetze, beibehalten aber alles, was auch für Kinder und für das Verständnis des Neuen Testaments zu wissen nötig ist. Dieser Auszug fand im Pädagogischen Jahresberichte von Lüben 1870 die wärmste Anerkennung seitens des gothaischen Generalsuperintendenten Dr. Moritz Schulze, eines sehr liberalen Mannes. Die 1869 erschienene Schrift des Nossener Schuldirektors Peschel: Was hast du von deiner Bibel zu halten? besprach er im folgenden Jahrgange mit der Ueberlegenheit eines Inhabers der unzweifelhaften Fortschritte der Wissenschaft. Peschel war gegen den Auszug aufgetreten, ebenso ein andrer Sachse, Steglich: Gutachten über die vorgeschlagne Verdrängung der vollständigen Bibel aus den Volksschulen (Leipzig, 1869). Die Seminardirektoren Kehr und Lüben traten für ihn ein. Kehr ist überzeugt, daß ganz gewiß die Zeit kommen werde, in der ein Bibelauszug an Stelle der jetzigen Volksbibel tritt. Derselbe Jahresbericht brachte 1873 Thesen eines Pfarrers Völkel in Seebach im Eisenachischen. Der Mann schlug vor, daß katholische und evangelische Geistliche sich zusammenthäten, die Bibel der Jugend „mundgerecht“ zu machen. Ein Ungenannter hatte 1872 in Zürich alle anstößigen Stellen drucken lassen und herausgegeben mit einer Vorrede und einer Nachrede, in der er sagt: Wenn heute ein Buch erschiene, das dergleichen enthielte, so müßte es sofort polizeilich konfiszirt werden. Und ein andrer Schweizer, ein Erziehungssekretär Bollmann, eiferte in demselben Jahre gegen die Vollbibel von dem Standpunkte aus: Es können keine Wunder geschehen, weil Gott keine Wunder zuläßt.

Die bedeutendste und beachtenswerteste Erscheinung auf dem ganzen Gebiete der Schulbibellitteratur ist die „Schulbibel, biblische Geschichte und Lehre in urkundlichem Wort für die höhern Abteilungen der evangelischen Schulen“ von D. theol. Rudolf Hofmann, ordentlichem Professor der Theologie und Direktor des pädagogischen Seminars an der Universität Leipzig (Dresden, 1875, seitdem stereotypirt und dreimal aufgelegt). Er sagt, es werde kein Sachverständiger leugnen wollen, daß in der Bibel Stellen vorkommen, die für Glauben und Sitte der Jugend anstößig und gefährlich werden können, und andre, die für den Religionsunterricht überflüssig erscheinen. Die Pädagogik habe die Aufgabe, eine Bibelbearbeitung zu liefern, die nichts vom eigensten Wesen der Schrift nach Inhalt wie nach Form preisgebe und doch zugleich allen Bedingungen eines Schulbuches entspreche und die Einhändigung der gesamten Bibel vorbereite. Das sei die Schulbibel. Sie sei nicht so eingerichtet, daß alles in ihr Enthaltene gelesen werden müsse, sondern so, daß alles, was und wie sie es enthalte, in der Schule gelesen werden könne. Die Absicht bei Ausarbeitung einer solchen Bibel gehe also nicht aufs Ausscheiden, sondern aufs Beibehalten, und es gelte dafür zweierlei Maß: die Verständnisreife und die ethische Reife der Kinder. Das Neue Testament sei unverkürzt zu geben. Wegbleiben müsse alles sittlich Anstößige, denn es könne unmöglich die Aufgabe der Schulbibel sein, durch Erzählungen der Schrift das Kind mit Sünden bekannt zu machen, von denen es noch keine Ahnung habe, und deren Vorführung daher nicht sowohl abschreckend als vielmehr heimlich reizend wirken würde. Zwar gehöre auch die Sünde mit zum Verständnis der Geschichte des Reiches Gottes, aber ihre Darstellung für das kindliche Vermögen unterliege andern Bedingungen als ihre Darstellung für Verständige.



Diese Schulbibel ist, so weit unsre Kenntnis reicht, unter allen vorhandnen die beste. Dennoch zeigt auch sie erhebliche Mängel. Einige Schriften (z. B. die Bücher der Könige und der Chronika) werden in einander gearbeitet. Das aber stört das Bild der gesamten Bibel und erschwert später ihren Gebrauch. Ganz dasselbe gilt von der Kapitel- und Verseinteilung, die fehlt. Es fehlen alle Parallelen, es fehlt die Angabe der Perikopen, es fehlen alle Apokryphen. Die Ineinanderverarbeitung der vier Evangelien ist in der zweiten Auflage schon aufgegeben, aber die der drei ersten geblieben. So vermissen wir manches, und einiges möchten wir missen: Einleitungen, Ueberblicke und eine geschichtliche, also gegen die Vollbibel veränderte Reihenfolge der Bücher. Auch das erschwert den spätern Gebrauch der Vollbibel, ja erschwert schon sehr den Gebrauch der Schulbibel in der Schule. Diese äußern Mängel thun dem Inhalt keinen Eintrag. Die Bibel ist denn auch weit verbreitet, hat sogar eine katholische Nachahmung gefunden und wird soeben ins Armenische übersetzt, um mit Genehmigung des Katholikos in Etschmiazin in den vier höhern Lehranstalten Armeniens eingeführt zu werden.

Die oben erwähnte, 1864 zuerst und 1876 in zweiter Auflage erschienene Schulbibel von A. Voigt ist das nicht, was ihr Name sagt, sondern eine biblische Geschichte. Es ist sehr viel ausgeschieden, die Einteilung vom Verfasser gemacht; jeder Teil trägt eine vom Verfasser gegebne Ueberschrift. Kapitel, Verse, Parallelen fehlen, oft werden Erläuterungen gegeben. Der Name Schulbibel für ein solches Buch beweist, daß der Begriff noch nicht feststand. Hofmann hat ihn, wie wir glauben, festgestellt. Die Verwechslung ist nicht so schwer zu begreifen, denn alle die seit nun fast 200 Jahren gebrauchten biblischen Geschichten sind ja in der That nichts andres als ganz außerordentlich weitgehende Bibelauszüge mit Aenderungen im Text, wie sie keine der neuern Schulbibeln wagt.

Während Preußen an der Arbeit immer noch nicht teilnahm, selbst die einzige Anregung, die dort durch einen Ungenannten (durch den 1868 in Köthen erschienenen Auszug) gegeben war, ohne Nachwirkung blieb, arbeitete Sachsen rührig weiter. Der Leipziger Lehrerverein verhandelte darüber, und der Leipziger Lehrer Gustav Böttger veröffentlichte 1880 seinen Vortrag über Bibelauszüge, der auf einer guten geschichtlichen Kenntnis sich aufbaut und dadurch vor vielen Schriften über diese Sache sich sehr auszeichnet. Er möchte freilich, daß die Schulbibel Volksbibel würde, die Vollbibel verdrängte.

Die 1883 in Oldenburg vom Lehrer Friedrich Lahrssen herausgegebne Bibel im Auszuge scheidet gar zu viel aus und ändert gar zu viel, als daß sie auf Anerkennung rechnen könnte. Die Geschichte der Geburt Christi lautet:

Mit der Geburt Christi verhielt sichs aber also: Als Maria mit Joseph verlobt wir, ehe er sie heimholte, hegte er den Verdacht, daß sie

das Verlöbnis gebrochen habe. Joseph war aber fromm und wollte Maria nicht öffentlich beschimpfen, gedachte aber in der Stille sie zu entlassen.

Diese Arbeit ist ein Rückfall um mehr als fünfzig Jahre; der Verfasser kannte offenbar weder die Geschichte der Schulbibel, noch machte er sich hinlänglich los von subjektiven Anschauungen.

Sehr scharf ging 1884 gegen den herrschenden Gebrauch der Vollbibel D. Theodor Schwalb (Bremen) ins Gericht. Er macht insbesondre den Revisoren den Vorwurf, daß sie entgegen ihrer ausgesprochnen Absicht, die Forderungen der Schule zu berücksichtigen, für diese Forderungen nichts weiter gethan hätten, als die neue Rechtschreibung einzuführen.

Es ist ein Frevel — sagt er —, ein arger, kaum durch unsre Gedankenlosigkeit und religiöse Trägheit zu entschuldigender Frevel, daß wir die Bibel so, wie sie ist, unsern Kindern einhändigen.

Dieselbe scharfe Sprache führte er 1888 wieder im Deutschen Protestantenblatt.

1884 verhandelte die Schweizerische Predigergesellschaft in Glarus über unsre Frage, und bereits 1886 erschien von ihr mit Hilfe einer Aktiengesellschaft die „Familienbibel" in 20000 Exemplaren und war binnen sechs Monaten vergriffen, in mehr denn hundert schweizerischen Gemeinden eingeführt. Pfarrer Heer veröffentlichte einen Bericht über das Zustandekommen dieser Bibel, der 1887 in zweiter Auflage erschien. Er sagt unter anderm darin: Man rede gegen die Schulbibel viel vom Prinzip des Protestantismus. Luther habe doch davon auch etwas verstanden, wenn er auch nicht so viel davon geredet und geschrieben habe wie unsre heutigen Theologen, und er habe, ohne Gefahr fürs protestantische Schriftprinzip zu fürchten, eine sehr enge Auswahl empfohlen. Was weiter die Frage anlange, ob wir weiser sein wollten als Gott, so möchte er wissen, ob der verehrliche Widersacher Gerste und Weizen ungebacken und ungemahlen genieße. Die zweite Auflage der Familienbibel erschien 1888. Sie läßt ohne Zimperei viele Ausdrücke stehen, in denen kein Verständiger etwas Anstößiges finden kann, kürzt aber sonst viel zu bedeutend, als daß wir das Buch für die Schule empfehlen könnten. Es hat bei der Bearbeitung nicht bloß pädagogische, sondern auch ethische Rücksicht gewaltet (die Verstockung Pharaos, die den Aegyptern entwendeten Gefäße fallen weg), eine Rücksichtnahme, die uns subjektivistisch und darum unzulässig erscheint.

Endlich trat 1884 Preußen wieder in die Arbeit ein mit einer Abhandlung von Zart in den Jahrbüchern für Philologie und Pädagogik und 1888 mit dem Programm des Gymnasiums in Glückstadt durch eine Abhandlung des Gymnasiallehrers Dr. v. Schütz. Seine Grundsätze wird jeder Freund der Sache billigen müssen. Wenn er aber verschiednen Druck anwenden will, um ältere und jüngere Bestandteile des Bibeltextes zu unterscheiden, sich also auf den kritischen Standpunkt stellt, so scheint uns das über die Aufgabe einer Schulbibel wenigstens für Volksschulen, wir glauben freilich auch fürs Gymnasium, hinauszugehen und einseitig dem gelehrten Interesse zu dienen.

1887 erschien in Gera der Entwurf einer Schülerbibel von einem Ungenannten, und 1889 kam die Schulbibel, nach diesem Entwurf bearbeitet von Rektor Völker in Berlin, bald darauf 1890 das biblische Lesebuch von demselben heraus.

Beide Bücher sind sehr fleißige, wertvolle Arbeiten, wenn sie auch viel zu viel ausscheiden, oft ohne daß man den Grund dafür ersehen kann, dagegen manches aufnehmen, was nicht in eine Schulbibel gehört, wie Legenden, ein Leben Jesu.

Das Jahr 1888 brachte noch aus der Feder eines seminaristisch gebildeten Lehrers in Baden und das Jahr 1889 aus der eines preußischen Seminardirektors zwei Angriffe nicht nur gegen die Sache, sondern selbst gegen die sie vertretenden Personen. Nichts Geringeres wirft man ihnen vor als: sie wollten das Wort nicht lassen stahn. Beide Arbeiten sind ausgezeichnet erstens durch diesen unangemeßnen Ton, zweitens durch eine fröhliche Unkenntnis der Sache, um die es sich handelt, und drittens durch ganz eigentümliche Folgerichtigkeit. Beide trösten sich der oberflächlichen Gedankenflucht der lesenden Jugend. Der zweite kommt, nachdem er alle möglichen und unmöglichen Gründe gegen die Schulbibel vorgebracht, zu dem guten Rat, man solle die Herausgabe einer Schulbibel den geordneten Organen überlassen. Also nichts arbeiten, sondern, die Hand im Schoß, abwarten und die, die arbeiten, beschuldigen: der Prüderie, der Hypochondrie, der verwerflichsten Gedankenlosigkeit, der erziehlichen Trägheit, der Feindschaft gegen das Wort Gottes!

Eine sehr schonende Abfertigung erhält dieser Aufsatz durch den Seminardirektor Beckh in Nürtingen in dem Jahrgang 1889 der Pädagogischen Blätter von Schöppa. Er ist der Ueberzeugung, die Frage werde gewiß nicht zur Ruhe kommen, bis sie gelöst sei. Schon sei ein neues biblisches Lesebuch erschienen (1889) von Rektor Pressel in Heilbronn, das Aussicht habe, in ganz Württemberg eingeführt zu werden. In ähnlichem Sinne, günstig für die Sache, schreibt Seminardirektor Martin in Eisleben (Bielefeld, 1888), ferner Prof. D. theol. Witte in Pforta (Jahresbericht für höhere Schulen auf 1888, Berlin, 1889), Schulrat Dr. Hempel in Leipzig im Jahresbericht für Volksschulen, herausgegeben von Albert Richter in Leipzig, Schulrat F. Sander in Bunzlau in seinem Lexikon der Pädagogik (2. Aufl., Breslau, 1889), und Seminarrektor Dr. Brügel in Nagold berichtet:

Comenius in seiner Scholae pansophicae delineatio fordert eine epitome totius divini codicis sive manuale biblicum, janua sanctuarii dictum . . ita concinnatum, ut vel unius anni spatio totum absolvi scripturarumque divinarum medulla intellectu hauriri queat. So kurz will er den Auszug, daß in je einem Jahre bei sechs Wochenstunden ein Testament durchgearbeitet werden kann.

Schottland besitzt seine mit vortrefflichen Bildern ausgestattete Childs Bible, die 1890 in 152000 Exemplaren verbreitet war, und eine School and Childrens Bible, herausgegeben 1873 von dem Reverend H. Rogers, und Schweden eine Familjebibel valda stycken af den heliga Skrift för hemmet och skolar med korta sakliga förklaringar, kartor m. m. utgifven af Fredrik Fehr, pastor primarius i Stockholm. Dezember 1889.

So fleißig und so bibelgläubig ist noch zu keiner Zeit an dieser Sache gearbeitet wurden wie jetzt. Allmählich, so scheint es, weicht die Richtung zurück, die 1854 auf dem siebenten allgemeinen Kirchentage in Frankfurt a. M. noch Lesung der ganzen Bibel in der Schulzeit verlangte, und von der Sander sagt, sie bekunde mehr theologischen Eifer als pädagogische Einsicht. Am 26. September 1889 hat auf der Kösener Konferenz Direktor Zange aus Erfurt sehr warm und sehr besonnen für die Schulbibel mit möglichster Schonung des Inhaltes und des Wortlautes der Vollbibel gesprochen. Im selben Jahre verhandelten die Direktoren höherer Mädchenschulen der Rheinprovinz über die Sache und beantragten die Einführung der Völkerschen Schulbibel. Sie erhielten am 4. April 1891 den Bescheid: das Kgl. Konsistorium trage „zur Zeit" Bedenken, seine Zustimmung zu geben.

Besonders wichtig für die Sache der Schulbibel wurde der Antrag, den die Bremer Bibelgesellschaft in der Versammlung der deutschen Bibelgesellschaften in Halle im Januar 1890 stellte. Sie wünschte, daß die deutschen Bibelgesellschaften eine Schulbibel herausgäben. Das wurde „für jetzt" abgelehnt. Da beschloß die Bremer Gesellschaft allein vorzugehen und erließ im Juni 1892 einen Aufruf zur Mitarbeit. Die Einführung einer Schulbibel in die Bremer Schulen war von der Schulbehörde beschlossen. 2 Gymnasialdirektoren, 15 Gymnasiallehrer, 2 Mädchenschuldirektoren, 2 Rektoren, 3 Schulvorsteher, 4 Seminarlehrer, 1 Volksschullehrer und 11 Pastoren und Superintendenten gingen je zwei für ein biblisches Buch ans Werk und arbeiteten nach den vorgelegten „Abmachungen" so eifrig, daß Ende 1891 fast sämtliche Arbeiten dem Bremer Ausschuß eingereicht waren und jetzt die Druckbogen fertig den Mitarbeitern vorliegen. Ostern 1893 hofft man die Schulbibel den Schulen übergeben zu können. Pastor Zauleck in Bremen, der Vorsitzende, berichtete über den Gang der Sache in Nr. 2 der Mitteilungen für Bibelgesellschaften und Bibelfreunde 1892. Dasselbe Blatt brachte aber auch einen Auszug aus einem Vortrage, der in Bremen gehalten worden war und der ausführte, die Annahme der Schulbibel sei ein Gang nach Canossa, die anstößigen Stellen schadeten nichts, das biblische Geschichtsbuch führe das Kind in die Vollbibel, die Schulbibel entziehe sie ihm, sie störe den einheitlichen Organismus und habe die klarsten Schriftstellen wider sich: 5. Mose 4, 2. 31, 11—13. Offb. 22, 18. 19! — Solches Bibelverständnis ist jedenfalls gefeit gegen jeden

Einwand. Wurde doch auch kurzweg behauptet, Luther und Comenius hätten die Vollbibel in die freudezitternde Hand der Jugend gelegt.

Statt des bisher üblichen Namens Schulbibel möchten wir den „Biblisches Lesebuch“ empfehlen, weil er Zweck und Inhalt am deutlichsten bezeichnet. Das biblische Lesebuch nimmt zwischen Vollbibel, Volksbibel, Familienbibel und biblischem Geschichtsbuch seine ganz bestimmte Stelle ein: die Vollbibel ist die vollständige Bibel ohne Einleitungen u. s. w., die Volksbibel ist die vollständige Bibel mit solchen Zugaben, die Familienbibel ist der Bibelauszug mit solchen Zugaben, das biblische Lesebuch ist der Bibelauszug ohne solche für das spätere Alter, die biblische Geschichte ist der Bibelauszug für das frühere Alter.

Die durch anderthalb Jahrhunderte sich hinziehende, von Männern so verschiedner Amts- und Glaubensstellung auf Herstellung eines biblisches Lesebuches gerichtete Arbeit beweist ein Bedürfnis, einen Notstand unsers evangelischen Religionsunterrichts. Die Gefahren sind so drohend, das Verlangen nach Abhilfe ist so allgemein, der Helfer sind so viele, und sie sind mit solcher Hingebung an die Sache und mit solcher Ehrfurcht vor Gottes Wort und mit solcher Liebe zur evangelischen Jugend bei der Arbeit, von so verschiednen Seiten ertönt das „zur Zeit“ und „für jetzt“, daß das biblische Lesebuch ohne Zweifel in nicht so ferner Zeit sich ebenso einbürgern und zum Segen der Jugend dienen wird, wie das biblische Geschichtsbuch.

F D

## Sommerpflegen für Arme

Eine Denkschrift auf Anlaß des Zentral-Ausschusses für innere Mission verfaßt von seinem Mitgliede Hermann Dalton. Berlin, K. J. Müller, 1892. 40 Pfge.

Auf Anlaß des Zentral-Ausschusses für innere Mission, dessen Mitglied er ist, hat Hermann Dalton seine Denkschrift über Sommerpflege für Arme verfaßt. Seine Darstellung hat alle Vorzüge seiner schriftstellerischen Kunst; sie ist frisch, lebendig, andringend und eindringlich, von warmer Begeisterung getragen, aber sie ist auch nicht frei von Schwächen und Mängeln, die uns auch sonst in den Schriften des beredten Mannes aufgestoßen sind. Das subjektive Element macht sich mehr als nötig geltend; nicht selten lassen sie jene edle Einfachheit vermissen, die sich daran genügen läßt, die Thatsachen für sich selber reden zu lassen. Wird Daltons Schrift voraussichtlich in weiten Kreisen Anklang finden: in den Kreisen, die sich bisher hauptsächlich die Sommerpflege für Arme haben angelegen sein lassen, wird sie — wir fürchten es und bedauern es — eher verstimmen, als erfreuen. Allerdings nicht bloß um ihres Pathos willen, das hier und dort die sachliche Darstellung beeinflußt, sondern auch um der prinzipiellen Anschauungen willen, die sie zum Ausdruck bringt.

Der Verfasser erzählt zunächst von den Anfängen der Ferienkolonien, von dem Schweizer Pfarrer Bion, der zuerst kränklichen und schwächlichen armen Kindern zu einer Sommerfrische verholfen und damit den Anstoß gegeben hat zu einer Bewegung, die nun seit fünfzehn Jahren immer weitere Ausdehnung gewonnen und immer nachhaltiger auf unser Volksleben einzuwirken begonnen hat. Von Pfarrer Bion angeregt, hat Dr. Varrentrapp in Frankfurt a. M. der Idee, für schwächliche Kinder eine Sommerpflege zu beschaffen, in Deutschland zuerst Eingang verschafft. Schreiber dieses, der dem trefflichen menschenfreundlichen Manne jahrzehntelang nahe gestanden hat und sich rühmen darf, ihm eng befreundet gewesen zu sein nicht bloß durch gesellige Beziehungen, sondern durch angestrengte gemeinschaftliche Arbeit, erinnert sich gern der Tage und Wochen, in denen der unermüdlich thätige, immer schaffensfreudige Mann seine Gedanken und Pläne zuerst in engstem Kreise, dann in einer größern Versammlung darlegte. Es ist wahr, was Dalton sagt, er hatte etwas Unwiderstehliches, aber besonders dadurch, daß er, ein Feind jeder Phrase, die Dinge für sich selbst reden ließ. Er konnte nüchtern sein wie seine statistischen Tabellen, seiner Rede fehlte jeder rhetorische Schmuck, und doch konnte er ergreifend sprechen. Das Ansehn, dessen er sich in einer großen, reich begüterten Familie erfreute, seine Stellung unter den Fachgenossen, sein Einfluß, den er als langjähriges Mitglied der beschließenden städtischen Behörde ausübte, seine umfassende Bildung, die Menge seiner Kenntnisse, sein warmes Herz, seine rastlose Thätigkeit und der Freimut, mit dem der durchaus unabhängige Mann gewohnt war, seine Meinung kundzugeben, sein europäischer Ruf, den er als „der Luther der öffentlichen Gesundheitspflege“ hatte — all das zusammengenommen hat es ihm leicht gemacht, für die Ferienkolonien in Deutschland Stimmung zu wecken und auch die anfänglich zögernden und bedenklichen Freunde zu energischem Vorgehen zu ermutigen. Ob er der einzige war — oder der erste in Deutschland —, ob an andern Orten ähnliche Bestrebungen gleichzeitig und unabhängig von Frankfurt auftauchten, ob die Begründung von Ferienkolonien „in der Luft lag,“ wie Dalton sagt, das ist Dr. Varrentrapp sehr gleichgiltig gewesen; er hat allzeit das Gute anerkannt, wo er es fand — um sein persönliches Ansehn ist es ihm gar nicht zu thun gewesen —, er war so anspruchslos, so geneigt, die Vorzüge andrer anzuerkennen, so sehr sich seiner Schranken bewußt und so durchdrungen davon, daß nur die gemeinschaftliche Arbeit vieler und verschiedner Ingenia das Ersprießliche schaffen könne, daß er in dieser Beziehung vielen zum Vorbild dienen könnte.

Auch was der Verfasser unsrer Broschüre über die Einsprache mitteilt, die Dr. jur. Ponfick, auch ein unermüdlicher Freund und Förderer gemeinnütziger Bestrebungen, gegen die Bewegung zu Gunsten der Ferienkolonien glaubte erheben zu müssen, ist richtig. Dr. Ponficks Kritik war in vielen Stücken berechtigt; ihr Fehler war, abgesehn von ihrem herben Ton, der, daß sie sehr zur Unzeit erschien, in einem Augenblick, in dem die Frankfurter eifrigst bemüht waren, einen Bazar vorzubereiten, der dem jungen Unternehmen neunzigtausend Mark eingebracht hat. Berechtigte Mißstimmung über die Eitelkeit, die sich bei solchen Unternehmungen immer einstellt, oftmals vordrängt, hat den Kritiker verleitet, in unberechtigter Weise eine gute Sache zu verkleinern. Gewiß hat er ihr auch so genützt. Er wird manche, die in Gefahr standen, diese neueste Unternehmung auf dem Gebiete der Humanität als einen Sport zu betreiben, zur Besonnenheit gerufen haben; seine Bedenken werden zu neuen Ueberlegungen und Prüfungen die Veranlassung gegeben haben; aufgehalten hat er das Werk nicht! In überraschender Weise hat es Anklang, Teilnahme, Unterstützung gefunden, nicht bloß in Deutschland, sondern auch in andern Ländern, und wer heute es bezweifeln wollte, ob die Fürsorge für kränkliche und schwache Kinder, für Rekonvaleszenten und in der Entwicklung Zurückgebliebne mitgehöre zu dem Werke der Barmherzigkeit, das unsre Gegenwart thut, der würde kaum einen Hörer finden. Das schließt nicht aus, daß wie allen menschlichen Unternehmungen, auch diesen Bemühungen Schwachheit und Unvollkommenheit anklebt; daß die Fürsorge für die Kinderwelt immer weiter ausgedehnt und immer tiefer erfaßt werden kann; daß Umsicht und Besonnenheit bei der Auswahl der Kinder, der Pflegestätten, der beaufsichtigenden Persönlichkeiten nicht genug empfohlen werden kann; daß die Leiter der Ferienkolonien-Vereine auf der Hut zu sein haben, daß sie ihre Wohlthaten nicht an weniger Bedürftige verschwenden und daß sie nicht dem Bettel Vorschub leisten.

Damit aber dürften auch die Bedenken und Ratschläge, die Dalton in einer der geschichtlichen Uebersicht folgenden Kritik ausspricht, genugsam berücksichtigt sein. Es kann ja nur erfreulich sein, wenn die Leiter der innern Mission, eingedenk ihrer Verpflichtung gegen die Jugend, selbst Ferienkolonien und Seehospize gründen, aber es sollte das nicht so geschehen, wie es bei Dalton fast den Anschein gewinnt, daß man die bisherigen Bestrebungen als religiös und sittlich minderwertig hinstellt. Wir sind überzeugt, daß die Männer und Frauen, die die Vereine für Ferienkolonien und Seehospize leiten, nicht „leichthin,“ wie Dalton fürchtet, eine zeitweilige Loslösung vom heimischen Boden bewerkstelligen, und daß sie den Argwohn nicht verdienen, sie möchten durch ihr menschenfreundliches Vorgehn mehr zur Auflösung des Familienlebens beitragen als zu seiner Festigung. Daltons Bedenken hängen damit zusammen, daß er

die Bestrebungen der sog. Humanität unterschätzt. Er würde zugestehn, daß sie auch ein Zweig ist an dem Baum, der aus dem Saatkorn des Evangeliums in der Menschheit erwachsen ist, aber der Zweig der sog. innern Mission erscheint ihm doch viel lebenskräftiger und ungleich reicher an guten Früchten zu sein, wohl auch dem Stamme näher, als die Humanität, und deshalb mehr beanlagt, einmal ein Ast zu werden. Er unterscheidet zwischen Christen und „entschieden christlichen Kreisen." Wir möchten fragen, wer giebt uns ein Recht, inmitten der christlichen Welt diesen Unterschied zu machen (wenigstens sollten wir ihn nie machen ohne Vorbehalt, daß wir uns schwer irren können), und wer hat den rechten Maßstab, an dem bemessen werden kann, was „christlich" und was „entschieden christlich" sei. Darum, daß sich besondre Kreise als „die christlichen" geriren und sich selbst als solche bekennen, darum sind sie noch längst nicht christlicher als andre. Was heißt das überhaupt: „christliche Grundsätze"? Sie werden doch nicht ausschließlich von der innern Mission erkannt und vertreten: Katholiken und Protestanten streiten über diese christlichen Grundsätze, und die verschiednen Denominationen unter den Evangelischen sind auch darüber zwiespältig, was zu den christlichen Grundsätzen gehört, was nicht! Darin dürften sie alle eins sein, daß die selbstlos dienende Liebe, die nicht auf das Eigne sieht, sondern auf das, was des andern ist, die Liebe, die das Leben läßt für die Brüder, der oberste christliche Grundsatz ist, das hohe, nur in einer Person vollkommen verwirklichte, von Menschen nie erreichte Ideal. Wo wir sie, wo wir etwas von ihr finden, da wollen wir nicht richten, was doch allein Gott entscheiden kann, wo der stärkere Glaube, wo die größere Liebe sei, vielmehr uns selbst jedenfalls immer unten ansetzen. Auch Bion und Varrentrapp und die Männer und Frauen, die bisher für die armen kränklichen Kinder gesorgt haben mit Hingebung und Opfermut, sind darauf bedacht gewesen, wie für das leibliche auch für das sittliche und religiöse Wohl der Kinder zu sorgen. Es ist zum mindesten mißverständlich, wenn Dalton so schreibt, als ob jetzt die innere Mission kommen müsse, um das Werk der Sommerpflege thatkräftig in „ihre sorgenden Hände" zu nehmen, damit dieses Werk mit christlichem Geist und Gehalt erfüllt werde. Wer in dieser christlichen Welt lebt und sich als Christ mit Wort und That bekennt, der hat nicht nötig, jedem seiner Werke eine besondre christliche Etikette aufzukleben. Dalton weiß es, daß es auch solche Naturen giebt, die von dem Heiligsten, was sie im Herzen tragen, nur selten reden, die aber immer bemüht sind, etwas aus ihrem Allerheiligsten jeder ihrer Unternehmungen hinzuzuthun, wenn nicht den Menschen, doch Gott offenbar!

Wir glauben auch nicht, daß die bisherigen Unternehmungen für Ferienkolonien und Seehospize und Kinderheime und Stadtkolonien die innere Mission „behelligen" (so zu lesen S. 33) werden, wenn deren Vertreter nun auch anfangen, Kinderheime und Sommerpflegen zu gründen; es ist noch viel Raum für Liebesthat. Es braucht keiner den andern zu neiden, es sollte aber auch keiner (in der Absicht der Mitglieder des Zentral-Ausschusses liegt das ja gewiß nicht, und selbst bei Dalton mag die Ausdrucksweise schärfer sein als ihre Intention) den andern verkleinern, noch seinen christlichen Charakter in Frage stellen, weil er dafür hält, daß er selbst wohl der stärkere Charakter sei. Gebührt den Männern und Frauen, die in hingebender opferwilliger Liebe dies barmherzige Werk gepflegt haben, für solche treue menschenliebende Arbeit warmer Dank (S. 33), so möge die innere Mission ihnen diesen Dank auch zollen — in ihre Arbeit eintreten — die Gaben und Kräfte, die ihr eigentümlich sind, in den Dienst stellen, nur nicht herrschen wollen — so wird sie für ihre Gabe nicht minder wertvolle Gegengabe empfangen. Einstweilen werden die Komiteemitglieder und Vereinsvorstände mit ihrer Hingebung und Opferwilligkeit, mit ihrer Menschenkenntnis und Welterfahrung richtiger prüfen und auswählen, als die Pfarrer in ihren Massengemeinden es zu thun vermöchten, und die Lehrer und Lehrerinnen, die bis jetzt die Aufsicht geführt haben, möchten wir nicht ohne weiteres abgelöst sehn durch Stadtmissionare und Gemeindeschwestern. Wir empfehlen den Lesern dieses Blattes, von Daltons Schrift Kenntnis zu nehmen, seinem warmen Appell an ihre Barmherzigkeit Folge zu leisten, in die Arbeit einzutreten, neue Kinderheime zu gründen, wo ein Bedürfnis dafür sich aufthut — je nach dem zu erwartenden größern oder geringern Erfolg, je nach den lokalen Verhältnissen und je nach der eignen Neigung im Namen der innern Mission oder der Humanität — auf den Namen kommt es nicht an —, überall mit der Parole: Humanität und innere Mission, innere Mission und Humanität; beide sind christlichen Ursprungs, und das Ideal beider ist die Barmherzigkeit des Herrn Jesu Christi. Es gilt auch da das Wort: Nicht ist Paulus für uns gekreuzigt, und wir sind nicht auf Petrus Namen getauft; wir sollen mit einander arbeiten; wir können alle von einander lernen. Varrentrapp, dessen wir schon gedenken mußten, ist ein Verehrer Wicherns und ein Freund von Schulze-Delitzsch gewesen; er hat die Diakonissenanstalten gefördert, und die Krankenpflege unter dem roten Kreuz ist sein Ideal gewesen — wie viele beste Männer und Frauen wird es in Deutschland geben, die Humanität und innere Mission und die Werke beider thatkräftig und erfolgreich fördern würden, wenn ihnen nicht auf Schritt und Tritt als Gegensatz entgegenträte, was von Gottes wegen zusammengehört — wenn sie nicht gezwungen wären, sich in den Streit feindlicher Brüder zu mischen, der für sie entweder nie bestanden hat oder längst schon zum Frieden geschlichtet ist.

Wir sollen alle miteinander sorgen, daß nicht bloß kränklichen Kindern, auch nicht bloß Nähmädchen, sondern jedem redlichen Arbeiter der Genuß einer Arbeitsunterbrechung — abgesehn von der Sonntagsruhe — und ein wenn auch kurzer Ferienaufenthalt im Freien ermöglicht werde. Den Krankenhäusern stellen sich jetzt Rekonvaleszentenanstalten zur Seite, wie schön wäre es, wenn Sommerpflegen, immer weiteren Kreisen ermöglicht, Krankheit und frühes Siechtum zu hindern bemüht wären. Ferien sollten nicht das Vorrecht der Begüterten (sie sind nicht immer auch die Arbeitsamsten) bleiben; die ausgleichende Liebe sollte sie jedem zu schaffen bemüht sein — an Versuchen und Ansätzen fehlt es nicht —: hätten wir Gemeinden, in denen jeder für alle und alle für jeden einstehen, es könnte auch in dieser Beziehung viel geschehn, was jetzt leider zu den pia desideria gezählt werden muß. D. Ehlers

Nachwort des Herausgebers. Da es dem Verfasser der Denkschrift nicht gelungen ist, den Anschein zu meiden, als unterzöge er das bisher zumeist unter der Fahne der Humanität geübte Werk der Kindersommerpflege eben um deswillen einer Kritik vom christlich-kirchlichen Standpunkte aus, so wird sich der verehrte Herr darüber nicht wundern, daß eben aus Frankfurt a. M., diesem Vorort der Bewegung, eine Entgegnung nicht ausbleibt. Ich habe sachlich dieser Entgegnung nichts hinzuzufügen, möchte aber nicht unterlassen, sie dadurch auf eine noch breitere Basis zu stellen, daß ich auf ein Schriftchen ihres Verfassers empfehlend hinweise: Humanität und innere Mission. Vortrag in einer Versammlung des Evangelischen Bundes gehalten von Rudolph Ehlers. (Frankfurt a. M., Diesterweg, 1892; 29 S.; 30 Pfge.) Diese Frage gehört zu den interessantesten, die ich kenne, und für manche Christen und christliche Kreise zu den brennendsten. Man darf dreist behaupten, daß viele von den besten unsrer kirchlichen und an der innern Mission lebhaft beteiligten Gemeindeglieder ein klares und billiges Verhältnis zur Humanität nicht haben. Es ist mir persönlich eine schmerzliche Erfahrung gewesen, als es mir zum erstenmal entgegentrat, daß die Teilnahme an humanen Bestrebungen in gewissen Kreisen Zweifel an dem entschieden christlichen Charakter des Teilnehmers zu erwecken vermag, die nicht so leicht zu beschwichtigen sind. Die Ehlerssche Schrift stellt auf dem historischen Hintergrunde mit vorzüglicher Klarheit das Verhältnis der beiderlei Liebesarbeit fest. Ich kann nur sagen, daß das im wesentlichen auch die Stellung unsers Blattes ist. Damit billige ich nicht jede Wendung des Vortrags, verkenne auch nicht, daß das Herz des Verfassers, indem es so erfreulich warm für die Humanität schlägt, der innern Mission nicht ganz gerecht wird. Es giebt Werke, die nur sie thun kann, die, wie es heute steht, nur ein entschlossenes konfessionelles Christentum und ein heiliger christlicher Eifer um das Seelenheil des Nächsten

thun kann. Es lohnt sich, auf die ganze Frage näher einzugehn, und das wollen wir auch demnächst thun. Was aber die Ferienkolonien insonderheit anlangt, so wünschen wir ihnen mit dem verehrten Herrn Vorredner Ausdehnung auf einen immer weiteren Kreis der Bedürftigen und mit dem wohllöblichen Zentralausschuß eifrige Förderung von Seiten der innern Mission.

R

## Neues vom Verein für Massenverbreitung guter Schriften

Der Verein hat am 19. Juni in Weimar seine diesjährige Hauptversammlung gehalten. Der Rechenschaftsbericht konnte mit Recht und Stolz feststellen, daß entgegen dem ursprünglichen Phantasiegebilde seines Gründers der Verein mit der Zeit ein durchaus praktisches, nach streng geschäftsmäßigen Gesichtspunkten geleitetes Unternehmen geworden ist. Auch sonst war allerlei Erfreuliches zu berichten. Der Verein hat sich allmählich fast über das ganze deutsche Reich verbreitet, Anknüpfungen in Oesterreich und in der Schweiz gefunden und sich sogar bis nach den überseeischen deutschen Ansiedlungen auszudehnen begonnen. Seine Mitgliederzahl ist in langsamem, aber stetem Wachstum begriffen; sie betrug beim Ausgange des Geschäftsjahres 1891 5663 Mitglieder gegen 4763 im Vorjahre. 32 (gegen 26) Zweigvereine, 83 (gegen 47) Vertretungen, sowie 143 (gegen 68) buchhändlerische Auslieferungsstellen seiner Veröffentlichungen waren für die Zwecke des Vereins thätig. Die Zahl der seit Beginn der Schriftenthätigkeit (1890) bis Juni d. J. vertriebenen Schriften beträgt rund eine Million Einzelhefte und über 10000 Stück der verschiednen Bandausgaben (Halbjahrsbücher und Markbände). Auch das finanzielle Ergebnis sowohl des Vereins als der von ihm geleiteten Schriftenvertriebsanstalt erwies sich als günstig, sodaß alles in allem der Verein glaubt getrost und beherzten Mutes in die fernere Zukunft blicken zu dürfen.

So erfreulich das alles klingt, so wenig dürfen die Freunde der guten Sache in ihrem Interesse und ihrem Eifer für den Verein erlahmen. Denn was sind schließlich alle diese Ziffern und Thaten gegenüber dem ungeheuern Bedürfnis nach gutem Lesestoff, gegenüber dem eigentlichen Zweck des Vereins, eine Massenverbreitung guter Schriften ins Werk zu setzen! Diese Million Hefte, die noch dazu zum guten Teil gerade in den Bürgerkreisen gelesen werden, für die sie gar nicht in erster Linie bestimmt wurden, sind nichts als ein Tropfen auf einem heißen Stein den vielen Millionen Seelen gegenüber, die, nach geistiger Nahrung begierig, ihren Hunger an den elendesten Machwerken unsers Schrifttums stillen.

Es ist wirklich merkwürdig, welche Schwierigkeiten sich einem Unternehmen entgegenstellen, dessen Ziele und Bestrebungen fast überall auf Billigung rechnen dürfen. Erst stellte sich der freilich von dem Vereinsgründer hart und ungerecht behandelte Kolportagebuchhandel der Sache feindselig gegenüber. Der thatkräftigen Umsicht des jetzigen Generalsekretärs Dr. Seidl ist es gelungen, diesen Gegner in einen mächtigen Freund und Bundesgenossen zu verwandeln. Da werden nun anklagende, murrende Stimmen laut von rechts und von links. Leute von links haben in einigen schriftstellerischen Erzeugnissen des Vereins antisemitische Regungen gewittert, und solche von rechts befehdeten ihn, weil er nicht christlich-kirchlich genug sei. Freilich zeigen diese Angriffe von den entgegengesetzten Seiten nur, daß der Verein wirklich seine ursprüngliche Absicht eingehalten hat, über den Parteien zu stehen. Da kann ers nun freilich allen denen nicht recht machen, die alles Heil nur von irgend einer bestimmten politischen oder kirchlichen Sondermeinung erwarten.

Und wie unberechenbar ist das Lesepublikum in seinen Wünschen. Der einzige Roman, der wirklich durchschlagenden Erfolg hatte und dauernd als Kolportageroman auch in Arbeiterkreisen Beifall und Nachfrage fand, ist der von Friedrich Friedrich „Die Frau des Arbeiters," ein Werk, dem außer einer gewissen Bewegtheit der Handlung nicht viel Gutes nachzusagen ist. Anerkennung, und zwar verdiente, hat auch die sehr hübsche Preiserzählung von Schultes „Der Puppenspieler" gefunden. Daß einige der andern kleinern Geschichten nicht viel Anklang fanden, war am Ende vorauszusehen, es ist da nach wie vor manches Mittelgut mit ausgegeben worden. Aber eigentlich hatte man hoffen dürfen, daß der nach reiflichster Erwägung in diesem Jahre neuveröffentlichte große Roman von Rellstab „1812" um seines überaus spannenden und interessanten Inhalts, seines geschichtlichen Hintergrundes, seiner schriftstellerischen Vorzüge und seiner künstlerischen Ausstattung willen hätte einen vollen Erfolg davontragen müssen. Es ist das nicht der Fall gewesen. Der Roman wird zwar in einer Auflage gedruckt und gekauft, die hoch in die Tausende geht, aber eine wirkliche Massenverbreitung hat er damit doch nicht gefunden.

Denen, die berufen waren, weitern Lesestoff für den Verein zu suchen, ist es damit erneut zur Gewißheit geworden, daß es gilt, alles Alte und auch in alter Zeit Spielende zu vermeiden, aber Neues, Gegenwärtiges, „Aktuelles" eines modernen Schriftstellers zu bieten. Und weil man die mehr als realistische Hintertreppenlitteratur verdrängen will, so muß man an ihre Stelle etwas setzen, was — in gutem Sinne — auch realistisch ist, Fragen und Zustände des heutigen Lebens behandelt. So verfiel man darauf, einen unsrer neuesten Schriftsteller, Max Kretzer, mit dem Auftrage zu betrauen, einen neuen großen Volksroman zu schreiben, der als neue Folge der Vereinshefte von diesem Herbst an erscheinen und etwa sechzig wöchentlich auszugebende Hefte umfassen soll. Der Name Kretzer hat nun freilich vielfach arges Kopfschütteln erregt, und auch solche, die bisher wohlwollend dem Verein gegenüber standen, meinten, sich von ihm abwenden zu müssen, wenn man zu Schriftstellern dieser Art griffe. Nun soll ja natürlich nicht geleugnet werden, daß Kretzer in der That schauderhafte Dinge geschrieben hat, und seine „Bergpredigt" hat seiner Zeit in diesem Blatte die gebührende Verurteilung erfahren. Es hat aber auch damals schon betont werden müssen, daß ihm wie kaum einem andern Schriftsteller die Fähigkeit zu Gebote steht, das Leben des Volkes zu beobachten und zu schildern. Dazu hat er in seinen letzten Werken (z. B. „Meister Timpe") gezeigt, wie er auch imstande ist, alles Anstößige zu vermeiden und nur Tüchtiges und Ernstes zu bieten. Auch ist der von ihm eingereichte Plan des neuen Romans in seiner Tendenz so wohlthuend und ansprechend, auch von solcher ernst-sittlichen Grundstimmung getragen, daß man in der That etwas Bedeutendes erwarten kann; neigen sich doch ohnehin die Tage des zügellosen Naturalismus im Schrifttum ihrem Ende zu, und manch andrer Saulus ist schon zum Paulus geworden. Es ist ja freilich kein besonders gutes Zeichen für unsre Litteratur, wenn unsre Schriftsteller heute so schreiben, es aber morgen „auch anders können," denn das thun wohl die Talente, aber nicht die Genies. Aber es ist nun einmal so, es fehlt uns durchaus an echten schriftstellerischen Genien. So ist bei dem Mangel an wirklich guter Volkslitteratur die Mitwirkung Kretzers unter diesen Umständen freundlich willkommen zu heißen, zumal sein Manuskript der fortlaufenden Ueberwachung durch die berufnen Vertreter des Vereins unterworfen ist, damit so alles vermieden oder ausgemerzt werde, was etwa doch noch an Häßlichem oder Anstößigem mit unterlaufen könnte; und es ist nur zu hoffen, daß die neuen Hefte, die in guter Ausstattung und mit noch reicherm Bilderschmuck als die frühern erscheinen werden, wirklich das finden, wozu sie geschrieben und gedruckt werden: Massenvebreitung.

Die Leser der Christlichen Welt werden aber aufs neue dringend gebeten, der Vereinssache treu zu bleiben oder sich ihr neu zuzuwenden und für sie zu wirken, namentlich auch dafür Sorge zu tragen, daß wirklich die breiten Massen unsrer kleinen Leute, Arbeiter und Dienstboten die Veröffentlichungen zu lesen bekommen. Der Verein hat schwer zu kämpfen. Unglaublich viel Hemmnisse sind ihm auf seiner Bahn geworden von innen und außen. Viele hat er überwunden; sein Weg geht vorwärts, aber nur erst langsam. Wer sein Volk lieb hat, sorge doch dafür, daß er rascher vorwärts schreite.*) R B

*) Wer irgendwelche Auskunft über den Verein und seine Arbeit wünscht, wende sich an die Kanzlei des Vereins für Massenverbreitung guter Schriften, Weimar, Herderplatz 9.

## Hinan!

Zu des Gebirges Füßen liegt ein lieblich Dorf. Es schmieget eng sich dort an jene Waldesecke, und hier durchrauscht der muntre Bach die saftiggrünen Wiesen.

Nach dieser Seite hin erstrecket sich das Thal, das freundlich grüßt, und gegenüber ihm erhebet des Gebirges stolzer Nacken sich, erglänzend in der Sonne lichtem Strahl.

An diesem schönen Orte weilte ich und konnte wandern da nach Herzenslust.

Hinan? Hinab?

Das war gar oft die Tagesfrage.

Mein Herz zog mich hinan. Hinan, dem Lichte näher! Wie frisch ging es hinan! Doch lange währte nicht der kühne Mut. Das Steigen forderte die ganzen Körperkräfte.

Um Atem ringend wogt die Brust. Des Herzens Schlag wird hoch erregt. Die Tritte werden schwer und schwerer. Nun heißt es „Halt!“ — und neue Kräfte sammelnd ruht der Fuß.

Doch aber — wie so leuchtend schweift das Auge ringsumher! Wie fühlt der Geist die Schwingen wachsen!

Frisch denn, weiter fort, hinan!

Je höher, um so leichter wird der Schritt; je höher, um so weiter wird die Brust; je höher, um so freier schlägt das Herz!

Und nun — der Aufstieg ist gethan.

O welcher Jubel, welches Fühlen, welches Schauen!

Da lieget eine neue Welt vor mir.

In dieser Welt zu wandern, hier zu leben, o welch ein weihevoll Erheben!

Wie schau der Menschenkinder Thun und Treiben doch so anders ich von hier! Es lieget unter mir, und frei von seinem Hauche, wäg ich mit einer höhern Wage es.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Einst ging ich auch hinab.

Mit frohem Sinne brach ich auf. Wie leicht der Anfang, und wie leicht der Fortgang!

Durch grüne Wälder, goldne Aehrenfelder schritt ich in das tiefe Thal.

Da reicht des Atems ruhig Leben, da pocht das Herz im still gewohnten Gang, da brauchen auch die Füße nicht zu ruhn.

Mit freundlich liebem Gruß begegnete ich Jung und Alt.

Doch als ich so nun weiterschritt, da wurde müde ich — so müde. Wie senkte bald mein Geist die matten Schwingen, wie bleischwer lag die Thalesluft mir auf der Seele!

Ach welche Last, ach welcher Druck, ach welch ein enges Leben!

Wie sah ich so genau der Menschen Werke. Ich atmete in ihnen und mußte nun auch ihres Lebens kleinlich Sorgen, kleinlich Grübeln teilen. Wie niedrig war das Denken, das ich nahm, um es zu wägen: es mischte sich hinein des eigenen Verstehens kleiner Kreis. — — — —

Mit Seufzen kehrte ich zurück und schaute heiß verlangend nach den freien Bergeshöhn.

Hinan! Das wird mein Sehnen immer sein.

Hinan, mein Geist! Dann dehnen deine Schwingen sich in lichter Freiheitsluft.

Hinan! Und gilts zu ringen auch mit allen Kräften — sie kräftigen sich ja im Ringen.

Hinan! Wo du der Menschen Leben mit mildem Glanze wirst umweben.

Hinan! Daß du nicht seufzest, sondern dankst.

Hinan, mein Geist, hinan! A P

## Verschiedenes

**(Katholische Flugschriften zur Wehr und Lehr)** verbreitet die Germania unter dem katholischen Volke. Sie sind wohl alle von Jesuiten geschrieben, meist ohne Namen oder mit falschem. So können die Verfasser der doch bisweilen recht lästigen Rücksicht auf die eigne Ehre entraten. Auch evangelischen Christen werden die Flugschriften mitunter zugeschickt; wohl weniger, um sie zu bekehren, als um sie zu ärgern. So sendet ein Leser der „Christlichen Welt“ der Redaktion einige Hefte ein, die einem evangelischen Lehrer durch die Post zugegangen sind. Die Kraftstellen sind darin dick unterstrichen, und wo sie noch nicht stark genug erscheinen mochten, sind noch Bemerkungen im Tone der Gassenbuben an den Rand geschrieben. Es ist über die Maßen betrübend, daß in der römischen Kirche der Geist immer mehr die Herrschaft gewinnt, der seine Religion am besten durch Roheiten zu bezeugen wähnt, und es ist die Gefahr vorhanden, daß auch die Evangelischen von diesem Geiste ergriffen werden. Wir können ja im Bewußtsein unsers höhern Berufs nicht die Drohung aussprechen, daß wir mit gleichen Waffen kämpfen würden. Aber auch die Glieder unsrer Kirche sind Menschen, über die der fleischliche Sinn Macht hat; und es könnte doch einmal der protestantische Zorn mit Naturgewalt hervorbrechen. Man kann jetzt schon auch in solchen Gemeinden, wo früher die Konfessionen in schönem Frieden lebten, eine beständig wachsende Erbitterung unter den Evangelischen wahrnehmen. Wie soll man dem wehren? Nehmen doch die Aufreizungen von römischer Seite kein Ende. Wird doch durch Brandschriften aller Art das Feuer des Fanatismus in den katholischen Köpfen und Herzen immer mehr angefacht. Einfach ruhig zusehen und die Hände in den Schoß legen können wir doch unmöglich. Vielmehr ist es unsre heilige Pflicht, unsre Gemeinden über die Nichtswürdigkeit und Verlogenheit einer ganzen Reihe römischer Verunglimpfungen aufzuklären. Wir müssen den katholischen Flugschriften gut geschriebne, handliche evangelische Flugschriften entgegensetzen, auch zur Wehr und Lehr, und zur Wehr jedenfalls mit größerm Recht. Sie müssen ohne Erbitterung und in christlichem Geiste geschrieben sein; sollten sie aber trotzdem die Wirkung haben, auch fleischlichen Zorn in unsern Gemeinden zu wecken, so können wirs nicht ändern. Denn es ist nun einmal leider Gottes der Welt Lauf, daß alles, was im Geist begonnen wird, bei einem großen Teile der Menschen im Fleische endet. Jesus hat Kraft und Leben eingesetzt, das geistige Gottesreich zu begründen, und hat es nicht verhindern können, daß fleischliche Messiashoffnung aus seiner Predigt neue Nahrung zog. Luther hat die evangelische Freiheit auf den Leuchter gestellt, und fleischliche Zügellosigkeit hat sich daran entzündet.

Es wird nichts Gutes je gethan,
So nagt doch bald die Sünde dran. H-Zw

**(Haushaltungsschulen in Frankfurt a. M.)** Wen seine Sommerreise durch Frankfurt a. M. führt, der hat vielleicht das Interesse, eine der dortigen Haushaltungsschulen zu besuchen. Bodelschwingh sagte zwar neulich in Offenbach, derlei Stiftungen seien nur ein Tropfen am Eimer, und in der That gegenüber der riesengroßen Aufgabe, den vielen Haus- und Familienlosen wieder eine Häuslichkeit zu schaffen, vermag eine solche Schule nur wenig. Aber es ist doch etwas besser als nichts! Und einen sehr freundlichen Eindruck wird jeder Besucher dieser Anstalten empfangen, die zur Nachahmung auffordern. Der Frankfurter Verein für Haushaltungsschulen, besteht nun das vierte Jahr; er unterhält eine Schule in der Altstadt (Eingang Höllgasse 13, beim Dom), eine zweite in Bornheim (Bergerstraße 234). Durchschnittlich 30 Schülerinnen werden da in jedem halbjährigem Kursus in die Geheimnisse des Kochens, Bügelns und Nähens eingeführt. Anderwärts lehrt man auch Schreiben und Rechnen, so in Darmstadt. Die Altstädter Schule hat Parallelkurse, einen Morgen- und einen Abendkursus, das macht 60 Mädchen im Halbjahr. Wer Näheres wissen will und nicht selbst einkehren kann, dem wird der verdiente Vorsitzende, Dr. Otto Kamp, den Freunden des Evangelisch-sozialen Kongresses wohl bekannt, gewiß gern den Bericht zusenden und sonstige Auskunft geben. R

## Zur Nachricht

Auf das Frühjahrsregister sind nur 70 Bestellungen eingegangen. Wir verschieben daher die Ausführung unsrer Absicht bis zur Vollendung des zehnten Jahrgangs.

D V D H

Verantwortlicher Herausgeber:
D. Rade, Pfarrer an der Paulskirche in Frankfurt a. M.

**Gleichzeitig wird ausgegeben Nr. 29 der „Chronik der Christlichen Welt“**

## Anzeigen

Anzeigegebühr: Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

### Herzlichen Dank

Auf meinen Hilferuf vom 1. Mai d. J. für einen kränklichen cand. theol. sind mir aus allen Teilen Deutschlands sowie aus der Schweiz sehr viele, kleine und große Liebesgaben, oft begleitet von herzerquickenden Segenswünschen, zugegangen. Innigen Dank und Gottes Lohn Allen, welche auf diese Weise geholfen haben, einer armen Menschenseele Kraft und Mut wiederzugeben! Auf Quittung im Einzelnen bitte ich bei der Fülle der Gaben (etwa 460 mit 3600 Mk.) freundlichst zu verzichten. **Heinicke**, Pastor.
Limlingerode bei Tettenborn am Harz, den 4. Juli 1892.

**Bibliotheken**
namentl. Theologie kauft jederzeit die **Dieterichsche Univers.-Buchhdlg.** (L. Horstmann) in **Göttingen.**

**Cand. theol.** sucht nach best. 1. Ex. u. absolv. 2 sem. theol. Seminarkursus zum 15. Aug. oder später Stelle als Hauslehrer oder Prädikant. Off. sub W. M. durch die Exped. d. Ztg.

Verheiratet.
**Günther Wendt,**
Kgl. Kadettenpfarrer zu Ploen,
**Frida Wendt**, geb. Hertel.
Marburg a./Lahn, 5. Juli 1892.

Verlag von **Fr. Wilh. Grunow** in **Leipzig**

**Attarachus und Valeria.**
**Eine lyrische Erzählung aus der Studienmappe eines Bonner Studenten von Beatus Rhenanus.** Brosch. M 2.50, eleg. geb. mit Goldschnitt M 4.—.

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig